8

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Dreizehnter Jahrgang.

Vierundzwanzigster Band.

Die Töchter des Freischulzen.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Die Töchter des Freischulzen.

Erzählung

von

Karl von Holtei.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Inhalt.

Die Töchter des Freischulzen.

Erstes Capitel.

Die Töchter des Freischulzen Peter Norbert saßen vor der Hausthür, um die milde Luft eines schönen Juni-Tages im Freien zu genießen. Ihr Vater befand sich noch bei seinen Ackerknechten auf den Wiesen. Frau Walburga, die Mutter, schaffte in der Küche mit einer Magd. Sie selbst hatte die Mädchen geheißen, ihre Näherei im Grünen fortzusetzen; wenn sie so weit fertig wäre, hatte sie gemeint, daß sie die Bereitung des Abendessens der Liese überlassen dürfe, dann wolle sie ihnen folgen.

Regina, ein Mädchen von sechszehn Jahren und darüber, nähete an einem Hemde von so feinem Linnen, daß keine Edelfrau der Nachbarschaft sich hätte schämen dürfen, es für das ihrige zu erklären. Hildegard, die vierzehnjährige, säumte ein großes, schweres Damast-Tischtuch ein und jammerte gar sehr, weil ihr über dem dicken Stoffe eine Nähnadel um die andere zerbrach.

Wer das Gespräch der beiden Schwestern belauscht hätte, würde schwerlich vermuthet haben, daß es eines Bauern Kinder waren, die sich in so gewählten Ausdrücken und in einer von provinziellen Anklängen fast ganz freien Mundart vernehmen ließen. Der Freischulze hatte für sorgfältige Erziehung das Mögliche gethan. Das heißt, er hatte, da die isolirte Lage der Schultisei, des sogenannten „Schulzenschlössels," ununterbrochenen Schulbesuch, (besonders im Winter) nicht gestattete, und da der Schulhalter des nächsten Dorfes wenig Vertrauen einflößte, durch eine Reihe von Jahren immer einen armen Kandidaten beherbergt, der für Kost und mäßiges Gehalt, den Schwestern Unterricht ertheilen mußte. Auch fehlte es an Büchern im Hause nicht; die Sammlung, die Norbert von seinem verstorbenen Vater überkommen, wurde fortdauernd vermehrt durch neue Ankäufe. An langen Winterabenden wurde wechselweise vorgelesen, wobei der gestrenge Schulze auf reine Aussprache gar sorgsam achtete. Er selbst, ohne sich zu zieren, trug das Bestreben zur Schau, in seinem ganzen Wesen eine gewisse Würde zu zeigen. Gegen seine Untergebenen war diese mit väterlicher Milde gepaart. Frau und Töchter hatten niemals über ihn zu klagen. Leute seinesgleichen tadelten ihn als stolz. Und in dem Verkehre mit vornehmeren Gutsbesitzern, oder höheren Beamten, benahm er sich geradezu hochmüthig. Alles in Allem blieb

er ein Ehrenmann, und sein Haus, seine Familie erwiesen sich solches Rufes würdig. Das im „Schulzenschlössel“ dienende Gesinde zeichnete sich vor allem andern rings umher in der Gegend vortheilhaft aus, und welcher Knecht, welche Magd einige Jahre dort zugebracht hatte, und vorwurfsfrei entlassen war, konnte überall auf günstigen Empfang hoffen. Es schwebte ein Geist der Ordnung, des Fleißes, der heitern Sittsamkeit über dem Höfchen des Freischulzen Norbert; die Sauberkeit, die in demselben vorherrschte, war schon sprüchwörtlich geworden meilenweit in die Runde; und zierlichere — wenn gleich ländlich-gekleidete — Priesterinnen konnte diese heiligste aller Hausgöttinnen nicht haben, als Regina und Hildegard. Die Mädchen durften jene nach und nach in der Nachbarschaft einreißende Modenthorheit durchaus nicht nachahmen. Vater und Mutter litten nicht, daß sie städtische Tracht anlegten. Ich bin ein Bauer, sagte der Freischulze, stamme von Bauern ab, meine Kinder sind Bauernkinder; sie sollen Rock und Mieder behalten, wie ihre Mutter trug, da ich sie heimführte!

So angethan, — und wahrlich zu beider Nachtheile nicht, — sehen wir nun die hübschen Mädchen unter jener alten Linde sitzen, die schon ihren Großeltern Schatten gespendet. Sie näheten — und schwatzten. Aber wovon schwatzten sie? Was war der Gegenstand dieses eifrigen

Gesprächs? Seltsame Frage! Als ob junge, harmlose Mädchen jemals verlegen wären um den Stoff zu ihren unerschöpflichen Plaudereien. Das quillt und rinnt und geräth eben so wenig in's Stocken, wie die Quelle, die aus dem Schooße des Berghügels hervor dringt. Doch geschieht es wohl, daß diese mitten in ihrem Laufe durch flache Wiesengründe an einen Stein stößt, und erst einen Augenblick still stehen muß, bevor sie sich entschließen kann, auszubiegen und rechts oder links neue Bahn zu suchen. Ein solcher Stein des Anstoßes hemmte den murmelnden Fluß schwesterlichen Geschwätzes, da Hildegard's Lippen der Name Wenzel entschlüpfte, dessen Klang auf Reginen's Wangen sogleich die Purpurröthe anmuthiger Verlegenheit hervorrief.

„Siehst Du," sagte spöttelnd die Jüngere, „siehst Du, wie Dir das Blut in's Gesicht steigt!?"

„Ich seh' es nicht," erwiederte Regina; „Ich habe ja keinen Spiegel vor mir! Uebrigens ist's jetzt schon wieder vorbei. Was geht mich der Wenzel an? Es ist ja eigentlich noch ein dummer Junge!"

„Das denk' ich auch," meinte Hildegard; „gleichwohl thut er, als wenn er schon Forstmeister wäre, oder es nächster Tage werden wollte."

„Das gefällt mir doch an ihm," fuhr Regina wieder fort, „daß er die Nase so hoch trägt; er macht sich nie ge-

mein mit den Mädeln aus den Dörfern, tanzt nicht in den Schänken, hält auf sich und seine Kleidung, und hilft seinem Vater, dem Fasanenjäger, daß es eine Freude ist zu sehen. Wie hübsch nahm er sich aus, vergangenen Sonntag, da wir mit den Eltern um die Felder gingen, und bis an den Aufzug kamen, wo der alte Peterka das Vogel-Futter mit dem Wiegemesser klein machte, und der Wenzel streute es von hölzernen Tellern unter die junge Brut, die zu seinen Füßen wimmelte gleich Ameisen. Und schießen kann er gar wie ein Alter. Wo er hin hält, da trifft's!"

„Mir scheint," murmelte Hildegard, „er hat auch meine Jungfer Schwester auf's Korn genommen, und die ist doch kein Raubvogel!"

„Nun, ein Täubchen, ein girrendes, ist sie aber auch nicht, will sie nicht sein," sagte Regina, den Kopf zurück biegend; und diese Worte, von dieser Bewegung begleitet, bildeten einen seltsamen Gegensatz mit des Mädchens ländlicher Kleidung. Die verzogene Tochter eines glänzenden städtischen Hauses hätte sich nicht pikanter geberden, nicht sprechender ausdrücken können.

„Nein, gewiß, eine sanfte Taube bist Du nicht," entgegnete kindlich die Schwester; „darum könnte der Wenzel immer noch die Augen auf Dich geworfen haben."

„Wer will's ihm wehren?" fragte Regina.

„Und Du auf ihn," flüsterte Hildegard.

Dann stichelten Beide schweigend und eifrig weiter. Sie hatten aber noch nicht hundert Stiche gethan, so ließ der alte Hofhund sein zweifelhaftes Knurren vernehmen, welches jedesmal die Nähe eines Menschen bedeutete, von welchem Packan nicht genau wußte, ob er ihn unter die Fremden oder unter die Bekannten zu rechnen habe. Hildegard blickte erwartend nach dem Hofthore, Regina senkte erröthend den Kopf auf ihre Arbeit, Packan ging aus dem Knurren in heiseres Gebell über, und Wenzel trat in den Hofraum.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte Hildegard. Und als sie ihrer Schwester Verlegenheit merkte, rief sie dem Eintretenden entgegen: „Der Vater ist nicht daheim; wenn Ihr etwas an ihn zu bestellen habt, findet Ihr ihn draußen auf dem Felde."

„Guten Abend, schöne Jungfer," sprach Wenzel, sein Mützchen artig lüftend, „wodurch hab' ich Euch denn beleidigt, daß Ihr mich schon wieder hinaus auf's Feld schicken wollt, eh' ich noch mit beiden Füßen in Eurem Hofe stehe? Und die Jungfer Regina macht gar ein „zuwid'res" Gesicht und sagt nicht einmal schön Dank auf meinen Gruß. Fürchtet Ihr Euch etwa vor mir?"

„Fürchten?" fragte Regina, und warf ihm einen Blick zu, der allerdings mehr herausfordernd, als ängstlich schien; „vor was sollt' ich mich fürchten?"

„Je nun, vor dem Feuergewehr, dacht' ich!"

„Meiner Treu, der Wenzel hat eine Flinte überhängen! Sieh' da, das ist ja 'was Neues!"

„Das Neueste vom Jahre, Regina! Bin vorige Woche frei gesprochen worden."

„Zeit war's endlich einmal. Ihr seid schon lange kein Junge mehr."

„Findet Ihr das auch? Na, desto besser. Ich spür's wohl an mir selbst schon ein Weilchen, daß ich keiner mehr bin; besonders bei so hübschen Mädeln, wie Ihr seid."

„Wie wer?" sagte Regina.

„Schäm' Dich doch," flüsterte Hildegard ihr zu.

Doch Jene ließ sich nicht stören und sprach weiter: „nu ja, er muß am Besten wissen, wen er meint, von uns Beiden?"

Hildegard raffte ihre Arbeit zusammen und ging in's Haus hinein.

„Ist das ein Kind!" rief Regina ihr nach; „läuft davon, aus Angst, daß sie Einer ein hübsches Mädel in's Gesicht hinein nennen könnte! Wer wird vor so 'was erschrecken? Das muß man gewohnt werden, wenn man sonst nicht gar zu häßlich ist!"

„Da werdet Ihr's bald gewohnt sein, Regina; Ihr seid verteufelt hübsch."

„Findet der Wenzel das?"

„Er ist ja nicht blind, der Wenzel.“

„Und wie Vielen hat er das Nämliche gesagt?“

„Sehr wenigen. Die Hübschen sind dünn gesäet hier herum.“

„Mit den Burschen geht's eben so; selten Einer zu sehen, den's die Mühe lohnt zu betrachten!“

„Ja, der ganze Menschenschlag in der Gegend könnte schöner sein; das ist schon wahr. Bei uns in Böhmen, sagt der Vater, wär's anders bestellt.“

„Ihr seid noch in Böhmen geboren?“

„Ein Jahr bin ich alt gewesen, wie die Eltern herüber zogen.“

„Und ist dem Vater Peterka nicht bange nach seiner Heimath?“

„Jetzt nicht mehr. Der seligen Mutter war's wohl so um's Herz. Aber nach ihrem Tode hat der Vater eine Hiesige genommen und seitdem sind wir deutsch worden, über und über!“

„Und wollt's auch bleiben?“

„Wenn die Fasanerie bleibt, bleiben wir auch, und die läßt der Baron nicht eingehen; auf die bildet er sich zu viel ein.“

„Worauf? Meint Ihr auf die Vögel oder auf die Menschen darin?“

„Doch wohl auf alle Beide, Jungfer Regina! Die

Fasanen thäten nicht so gut gedeihen, wenn mein Vater seine Sache nicht so gut verstände, — und wenn er nicht so brave Burschen hätte!"

„Und von den Burschen ist halt wieder Einer der bravste, und der heißt Wenzel?"

„Wenn Ihr das glaubt, ich hab' nichts dagegen einzuwenden."

„Aber wie kommt es hernach, daß dieser Ausbund von einem Fasanenwärter jetzt, gegen Abend, den Aufzug verläßt und sich hier herum treibt?"

„Das ist nichts Kleines, schöne Freischulzin! Hat sich von drüben jenseits der Grenzen wiederum Raubschützen-Volk spüren lassen, und ist ein Aufgebot erfolgt durch Herrn Oberförster unsrigen. Die tüchtigsten Burschen vom ganzen Jagdpersonale der Herrschaft sollen sich einfinden bei Hohendorf an der großen Tanne, wenn der Mond aufgeht. Und ich bin ausdrücklich dazu bestellt, obschon ich kaum frei geworden bin. Will immer 'was sagen, solch' ein Vertrauen. Denn wir müssen die Kerls umschleichen und geht auf Leben und Tod! Haltet mir den Daumen, Regina."

Indem Wenzel so sprach, näherte er sich dem eitlen, übermüthigen Mädchen auf sehr vertrauliche Weise und streichelte mit kecker Hand die frische Wange. Regina schien dies gar nicht übel zu deuten, denn sie zupfte ihn dafür an

seinen glänzend-schwarzen Locken und sprach freundlich: „Also hinaus geht's, über Hohendorf, wo sich die Füchse gute Nacht sagen? Und besonders entboten hat Euch der Oberförster, weil sie ohne Euch nicht zu Stande kommen würden? Sieh, sieh, was doch Alles aus einem Jungen werden kann, der vor fünf Jahren noch Truthennen am Strickel spazieren führte! Gut, Wenzel, bringt mir einen feisten Braten mit von der Jagd!"

„Ein angeschossener Raubschütz müßt es sein, — auf sonst nichts wird gegangen."

„Weshalb nicht? Wenn er hübsch wäre und zahm?"

„Nichts hübsch und zahm; die sind wild und beißen."

„Für den dank' ich!"

„Aber wenn so'n Kerl Unrecht versteht und brennt mir Eins auf die Jacke, hernach laß ich mich in die Scholtisei tragen und Ihr pflegt mich! Ihr und Eure kleine sanfte Schwester? Wollt Ihr?"

Dabei umfaßte er sie, zog sie an sich, und sie flüsterte: „Recht gern!"

„Ich nicht!" rief Hildegard, die rasch aus dem Hause trat und die Beiden auseinander schreckte.

Wenzel warf ihr einen finstern Blick zu und sagte: „Will's Gott, werd' ich nicht nöthig haben, Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen." Dann drückte er Reginen die Hand und ging. Die Schwestern arbeiteten wieder fort, ein

Weilchen schweigend. Endlich hub Hildegard an: „Schämst Du Dich nicht, Regina? So sich wegzuwerfen! Ich hab' Alles gehört und gesehen."

„Magst Du doch," entgegnete ihr die Aeltere. „Du bist ein Kind und verstehst nichts davon, wie man mit hübschen Jungen umgeht. Der Wenzel Peterka gefällt mir, und hab' ich mit eigenen Ohren gehört, wie der Herr Oberamtmann zum alten Peterka sagte: „Das muß wahr sein, Fasanenjäger, Euer Sohn ist der Adonis von Grundstein."

„Was heißt das, Adonis?" fragte Hildegard.

„Nun, halt der Venus ihrer! Hast Du nicht gelesen in dem Gedichtbuch vom schönen Adonis? Gott, bist Du noch dumm, Hildegard! Gelt, Gretel, die Hildegard ist recht dumm? Da sind wir schon gescheidter!"

Bei diesen Worten streichelte sie eine zudringliche Ziege, die nach dieser Thiere Art um die Mädchen herum kletterte, auf Bänke und Stühle stieg und überall mit Lüsternheit suchte, ob und wo es etwas für sie zu naschen gäbe?

Die Ziege meckerte Antwort; es klang wie ein höhnisches „Ja, Ja!"

„Mir könnte der Adonis nicht gefallen," fing Hildegard wieder an, „er benimmt sich sehr unbescheiden."

„Du redest, wie Du's verstehst! Er weiß, daß er schön ist, daß alle Mädchen nach ihm die Köpfe drehen;

wo soll da die Bescheidenheit her kommen? Er gefällt Allen!"

„Und Alle gefallen ihm, glaub' ich."

„Warum sollten sie nicht? Die Hübschen nämlich. Es werden ihm so lange Alle gefallen, bis Eine ihm mehr gefällt, wie alle übrigen."

„Diese Eine willst Du sein?"

„Das wird sich finden."

„Und der Vater, Regina! Denkst Du nicht an unsern Vater? Des Freischulzen Norbert älteste Tochter, sein Liebling — und der Jägerbursche aus der Fasanerie! Wo hast Du Deine fünf Sinne?"

„Du redest wie ein Schulmeister mit mir, Du altkluges Mädel. Warte nur noch ein Jahr oder zwei; hernach wirst Du schon erfahren, daß sich da um's Herz herum Wünsche melden, die nicht nach Freischulzen und Fasanenjägern fragen. Wenn ich des Wenzel's schwarzen Lockenkopf sehe und seine Augen Feuer auf mich geben, siehst Du, Hildegard, das brennt mir wie Feuer durch die Seele. Kann ich dafür? Mir ist nun einmal so. Und daß er keine Andere lieber mag, als mich, das zeigt sich jeden Sonntag — —"

„Sei still, Regina; der Vater!"

Zweites Capitel.

Der Freischulze war der erste seines Namens und Stammes, der keinen männlichen Nachfolger besaß. Seit Menschengedenken hatte die Freischoltisei von Vater auf Sohn geerbt. Peter Norbert hinterließ, wenn er starb, nur zwei Töchter. Er, so stolz auf seinen bäurischen Stammbaum, auf sein „reines Blut," wie nur irgend ein Kavalier auf seine Ahnen sein mochte! Er, den der benachbarte Adel hochmüthig schilt; der auf seinem Freihofe, — (von dem Burgartigen, massiven Wohnhause, insgemein „das Schulzen-Schlössel" genannt,) — residirt wie ein Grundherr; der mit sorgfältiger Würde aufrecht zu erhalten sucht, was neuere Staatseinrichtungen von altfeudalistischen Vorrechten des ehemaligen Freischulzenthumes irgend übrig gelassen haben; der sich, durchaus nicht aus Eigennutz, sondern nur aus Bauernstolz, in die zeitgemäßen Beschränkungen solcher Vorrechte unendlich viel schwerer findet, als sämmtliche Herrschaftsbesitzer des Landes; er, der seine Vorfahren, die Norbert's, bei all' ihren Taufnamen herzuzählen weiß, bis in graue Jahrhunderte hinauf . . . er soll das Register mit seiner Person abschließen, soll den künftigen Gatten seiner älteren Tochter, dessen

Herkunft und Namen er noch gar nicht ahnet, in die lange ununterbrochene Reihe der Norbert's eingeschwärzt erblicken! ... Das machte den sonst edelmüthigen, wohlwollenden Mann ungerecht und herb gegen seine jüngere Tochter Hildegard, während die erstgeborene Regina nur väterliche Liebe empfing. Sehr begreiflich: das erste Kind, weil es den Reigen eröffnet, ist immer willkommen. Auch wo ein Sohn gewünscht und erwartet wurde, begrüßt man das erste Mädchen freudig: ihm folgt um so sicherer ein Knabe. So war es mit Regina. Als aber die arme Hildegard Vaters Erwartung zum zweiten Mal täuschte; — als Frau Walburga, nach ihrer zweiten Entbindung lange kränkelnd, sich nur mühsam erholte, und ein männlicher Erbe der Scholtisei gänzlich ausblieb; — da wurde Hildegard bisweilen scheel angesehen; vom Vater freilich nur. Denn die Mutter hinwiederum zog das sanfte Kind ihrer Schmerzen der ausgelassenen Regina entschieden vor. Letztere zeigte Neigung, dem Vater für den ausgebliebenen Jungen Ersatz zu leisten. Sie trieb nur Knabenspiele, entwickelte kühnen Muth, ritt, kutschirte, half den Pferdeknechten im Stalle und setzte es gar durch, einige Jahre lang Jungenkleidung tragen zu dürfen; was Frau Walburga sehr ungern sah; was sie aber dem Freischulzen erst auszureden vermochte, als sie im obenerwähnten Hauslehrer einen Bundesgenossen erhielt. Die Jungenkleidung war

nun längst verschwunden, aber Vater Norbert nannte sein Herzpünktchen, wenn er guter Laune war, noch immer: mein Junge! Wie wenn er sich auf Augenblicke selbst täuschen wollte. So trat er auch heute Abend in seinen Hof und speiste Hildegard mit einem: „Na, Kleine?“ ab, während er Reginen auf die Stirn küßte, und zu ihr sagte: „Rex, mein alter Junge, was treibst Du?“

Die Ziege, die sich zwischen ihn und seinen Liebling drängte, bekam einen Fußtritt, worüber Regina, deren verzogene Kreatur sie war, alsogleich großes Geschrei erhob. Doch Peter Norbert erstreckte seine Gunst für die ältere Tochter nicht auf deren Günstling. Vielmehr hielt er eine lange Abhandlung — denn wir müssen es eingestehen, er hörte sich gern reden und belehren — über die Schädlichkeit der Ziegen, die er die frechsten Gartenverwüster und Baumfrevler der ganzen Welt nannte. „Wo Ziegenzucht vorherrscht,“ rief er, „gedeiht nichts mehr. Man rühmt die Bestien, daß sie wohlfeil zu ernähren sind, auch bei knapper Fütterung noch Milch geben, und auf nackten Felsen für sich selbst sorgen. Aber man sollte bedenken, daß ohne diese Kanaillen die Felsen eben nicht nackt sein, sondern Waldung tragen würden. Wo Ziegen klettern, genade Gott jedem sprießenden Bäumchen, jedem grünenden Strauche. Weit wohlfeiler wär's, ein paar Kühe zu halten und ihnen auf Gemeindeunkosten Heu zu kaufen, als so

große Strecken Gesteine durch die verfluchten Ziegen vollends veröden und unsere holzarme Zeit immer noch holzärmer werden zu lassen. Berge ohne Wald sind in meinen Augen wie Mäuler ohne Zähne; gar, wo Bergbau betrieben werden soll. Speise wäre vorhanden — wer kaut hartes Brot, wenn er keine Zähne mehr hat? Eisen und andere Metalle läßt Gott wachsen — wer kann's benützen ohne Holz? Die wüsten, leeren, weißen Kuppen sind einst grün gewesen und haben Kronen getragen! Der alte Wald ward nieder geschlagen; wäre Nachwuchs genug in Ritzen, Spalten, Klüften — da führt der Teufel die nichtswürdigen Ziegen her und gute Nacht Bäume. Wohin soll das endlich führen?" — Und Gretel empfing noch einen Tritt, der sie veranlaßte sich zurück zu ziehen.

Regina erwies der unwürdig Behandelten weder Mitgefühl, noch schmollte sie mit dem Vater, wie sich's bei Kontroversen zwischen ihr und ihm sonst wohl begab. Ihre Seele war noch zu voll von Wenzel's Bilde. Auf einige Fragen ertheilte sie dem Freischulzen ganz verdrehte Antworten. Doch eine solche Unaufmerksamkeit, die ihn an Hildegard schwer verdrossen und dieser gewiß ernsthafte Ermahnungen zugezogen haben würde, erschien ihm an seiner „Rex, mein Junge" höchst liebenswürdig. Er begnügte sich, lächelnd zu sagen: „Was steckt denn wieder einmal in dem Querköpfchen? Soll ich Deine Ziege

um Verzeihung bitten, Rex, für die Beleidigungen, die ich ihr persönlich und ihrem Geschlechte im Allgemeinen angethan habe?"

„Ach, 's ist mir nicht um die Ziege!" seufzte Regina.

„Um was ist's ihr denn?" sprach Norbert zu Hildegarden gewendet.

Doch diese wußte zu genau, in wie fern des Vaters Nachgiebigkeit gegen den Liebling sich mit des Freischulzen stolzem Selbstbewußtsein vertrage und wie weit Eins in's Andere reichte. Sie hütete sich wohl, in seiner Gegenwart fortzufahren, wie sie vor seiner Ankunft begonnen und entgegnete nur: „Mir vertraut sie nichts!"

„Als ob mein Rex etwas Heimliches zu verschweigen oder zu vertrauen hätte! Als ob dieses Herz nicht offen da läge, vor dem Vater, wie vor aller Welt? Nicht wahr, mein Junge, Heimlichkeiten sind Deine Sache nicht? Hast schon als kleines Kind kein Versteck aufgesucht für tolle Streiche und übermüthigen Unfug! Was solltest Du jetzt verbergen, wo Du ein fast erwachsenes Mädel bist?"

Regina stand im Begriffe, dieser Anrede Ehre zu machen. Sie hatte schon eine Erklärung auf der Zunge, ihrer Schwester Anklagen von vorhin und Wenzel's Gegenwart betreffend, da erklang das Rollen eines Wagens und Norbert's Gesicht verfinsterte sich. „Führt ihn der Satan schon wieder durch meinen Hof?" rief der Freischulze, noch

unentschlossen, ob er sich in sein Haus zurückziehen, ob er, dem Unvermeidlichen Trotz bietend, stehen bleiben und sich durch Unterlassung üblichen Grußes rächen solle?

Regina stand auf dem Sprunge, dem hinteren Hofthore zuzueilen und die hölzernen Flügel desselben zu schließen. Ehe der kecke Entschluß zur That werden konnte, sah man schon die Köpfe der Pferde, und in zwei Sekunden hielt das Fuhrwerk vor dem Schulzenschlössel.

Der Freiherr zum Grund hatte seinem Kutscher ein gebieterisches Halt! zugerufen, so wie er die Drei erblickt. Daß Norbert ihn zuerst begrüßen und sich, wie andere Landinsassen der Umgegend, dem Wagen des Barons wohl gar in devoter Huldigung nahen werde, stand nicht zu erwarten; dagegen sprach des Freischulzen oft bewiesenes Unabhängigkeitsgefühl. Ihn aber zuerst anzureden, wollte der Freiherr aus guten Gründen auch vermeiden. Er wendete sich also den Mädchen zu, die er vertraulich begrüßte, die ihm freundliche Antwort gaben, und durch welche zuletzt der Vater mit in's Gespräch gezogen wurde. Kaum waren einige Worte gewechselt worden, so hub der „Grundsteiner" (so hieß er im Munde der Bevölkerung) mit sanftem Tone an: „Nun, mein lieber Nachbar, unser Prozeß ist entschieden; das Urtheil ward gefällt und dürfte uns bald amtlich zukommen."

„Es muß höchst weise sein," sagte der Freischulze;

„wenigstens haben sich's die gelehrten Herren am grünen Tische lange genug überlegt."

„Und seid Ihr nicht neugierig, zu erfahren, wer gewonnen habe?"

„Durchaus nicht, Herr Baron! Die Entscheidung an und für sich ist mir gleichgültig; außer Ihnen benutzt ja doch selten Jemand mein Gehöfte zur Durchfahrt. Und was kann mir's verschlagen am Ende aller Enden, ob Sie vier oder fünf Mal im Jahre mit Ihren Wagenrädern die Geleise einen Zoll tiefer machen? Mir war's nur darum zu thun, daß ich dahinter kommen wollte, wie weit die Ausleger des Gesetzes das sogenannte Recht in's Unrecht hinein bringen können mit ihren Formalitäten? Und ob wirklich und wahrhaftig ein auf Jahrhunderte zurückreichendes Eigenthum durch den Popanz „Verjährung" angefochten werden darf? Nur das wollte ich wissen, deshalb trieb ich's bis zum Prozeß."

„Ich bin in Eurem Falle, Herr Freischulze. „Auch mir kann's nicht verschlagen, ob ich auf dem Wege nach meinem Thiergarten, oder wie heute Abend auf dem Rückwege von dort, zehn Minuten mehr oder weniger zubringe? Und meine Pferde sehen, denk' ich, nicht danach aus, daß sie der größeren Anstrengung erliegen sollten, selbst wenn sie die auf einem kleinen Umwege verlorene Zeit durch rascheren Lauf wieder einbringen müßten! Auch ich wollte

nur dahinter kommen, ob das mir durch meine Vorfahren angeerbte, durch sie angemaßte Vorrecht sich durch die Alles heiligende Zeit, wie mich mein Rechtsanwalt versicherte, zum wirklichen unantastbaren Rechte gestaltet habe? So hat es sich jetzt bewährt und die Entscheidung ist ganz und gar zum Vortheile der Grundsteiner Herrschaft ausgefallen. Indem ich Euch dies vorläufig berichte, zeige ich Euch zugleich an, daß ich heute nur deshalb von diesem meinem Rechte Gebrauch machte, um Euch zu erklären, daß es zum letzten Male geschah. Euch ist's verdrüßlich, meine Equipage auf Eurem Hofe zu sehen. Weshalb sollt' ich Euch Aergerniß verursachen? Ich weiß, daß Ihr nicht berechtigt seid, mir's zu verwehren; und seitdem ich das weiß, werd' ich das Schulzenschlössel so lange hübsch umfahren, bis es mir eigen gehört. Denn ich gebe die Hoffnung immer noch nicht auf, daß wir Handels einig werden. Ihr habt keinen Sohn; was soll den Mädeln die Wirthschaft? Ich denke, Ihr entschließt Euch noch einmal zum Verkaufe — und dann etablire ich vielleicht einmal hier in diesen Mauern, wenn sie erst ein neues Kleid haben, den da, — dem ich drüben in Grundstein noch nicht so geschwind zu weichen Willens bin!"

Bei den Worten „den da!" wies er auf seinen neben ihm sitzenden Sohn Benno, einen muntern sechszehnjährigen Jungen, der bisher an Allem was geredet worden, kei=

nen Antheil genommen und nur für die nach dem Wagen äugelnde Regina Augen gehabt.

Die Mädchen kannten den Benno nicht, hatten ihn nie gesehen. Er war in einer städtischen Erziehungsanstalt aufgewachsen und befand sich seit wenigen Tagen erst in Grundstein beim längst verwittweten Vater, wo seine nächste Zukunft berathen werden sollte. Der junge Schlingel zeigte nicht wenig Lust, das Schulzenschlössel heute schon zu beziehen, es mit seiner schönen Bewohnerin vereint zu bewohnen, und verrieth solchen Wunsch durch heimlich zugeworfene, nicht minder verständliche und, wie ich fürchte, wohlverstandene Blicke; welche den Vätern zwar entgingen, von der lauschenden Hildegard jedoch aufgefangen wurden.

Der Freischulze, durch des Barons versöhnende Vorrede gewissermaßen beschämt, erwiederte die Nachrede minder trotzig, als sonst vielleicht geschehen wäre. Er nickte dem jungen Menschen lächelnd zu und sagte: „Junker, bitten Sie Ihren Herrn Papa doch lieber um ein anderes Domicilium! Die Freischoltisei ist nicht verkäuflich; die bleibt schon in der Norbert'schen Familie."

„Das wird sich finden," meinte der Baron. „Wir knüpfen ein andermal wieder an. Heute seid Ihr verstimmt, wegen des verlorenen Prozesses. Kutscher, fahr' zu!"

„Da kannst Du warten!" murrte Norbert hinter ihm her und ging in sein Haus.

Gleich darauf rief die Frau Walburga ihre Töchter zum Abendbrot. Dabei ging es recht einsilbig her. Die Mutter war ohnehin von Natur nicht sehr gesprächig und die Uebrigen hingen ihren Gedanken nach. Als die beiden Mädchen gute Nacht gesagt und sich in ihr Gemach begeben hatten, entkleideten sie sich noch schweigend, und suchten schweigend jedwede ihr Lager. Doch sie schliefen nicht. Eine hörte die Andere sich hin und her drehen, mit der Decke rauschen, auch wohl seufzen. Nicht gar lange vor Mitternacht fragte Regina aus ihrem Bette zu der Schwester hinüber: „Welcher von Beiden gefällt Dir besser?" Und als Hildegard rasch erwiederte: „Der Junker!" da brach die Aeltere in spöttisches Gelächter aus: „Aha, kleine Unschuld, hab' ich Dich erwischt! Wie wär' es möglich, daß Du meine Frage augenblicklich begriffen und verstanden hättest, wen und was ich meine, wenn Deine Gedanken seit etlichen Stunden nicht auch gewesen wären, wo sie nicht sein sollen? Nun, werde nicht gar zu roth! Ich seh's durch die Finsterniß. Gieb Dich zu Gute. Das Bürschchen auf des Barons Wagen mach' ich Dir nicht streitig; das ist mir noch zu kindisch. Ich hab's wohl bemerkt, wie der Schuljunge nach mir schielte: solche adelige Brut fängt frühzeitig an, den Kamm zu heben. Aber ich hab' auch bemerkt, wie Du nach ihm schieltest. Freilich, Du bist auch noch ein halbes Kind. Hübsch ist er wohl. Doch nicht

so hübsch wie der Wenzel. Der bleibt einmal der Adonis. Jetzt wollen wir schlafen und ich setze mir vor, vom Wenzel zu träumen, die schönsten angenehmsten Geschichten. Träume Du von dem Baronsjungen! Frühmorgens wollen wir uns unsere Träume erzählen. Aber Du mußt kein Duckmäuser sein und die Wahrheit eingestehen. Gute Nacht! — Sagtest Du etwas?"

„O nein," lispelte Hildegard; „ich begann mein Nachtgebet."

„Jetzt erst?" kicherte Regina. „Das ist spät genug. Ich thue das immer gleich ab, sobald ich in's Bett gestiegen bin, damit ich die übrige Zeit vor Einschlafen für mich habe. Da denkt sich's gar prächtig!"

Drittes Capitel.

Von welcher Art und Gattung die Träume der beiden Mädchen gewesen sein mögen, erfahren wir nicht, denn ehe sie dazu gelangten, sich beim Erwachen das Geträumte recht klar werden zu lassen, erweckten sie streitende Stimmen, aus dem Hofe herauf lärmend. „Das ist der Wen-

zel!" rief Regina, und sprang zum Fenster, welches sie öffnete.

„Ist ein Unglück geschehen?" stammelte Hildegard verschlafen.

„Nicht doch; er steht ganz frisch und gesund beim Jürge und fragt nach mir!"

Regina warf eiligst ihre Röcke über und rannte hinab. Hildegard erhob sich wohl auch, um der Schwester zu folgen, doch kleidete sie sich zuvor ordentlich an, wie einer sittsamen Jungfrau gebührt. Als sie im Hofe anlangte, fand sie Reginen, ihre Ziege bei den Hörnern fest haltend, und den Sohn des Fasanenjägers bemüht, ein kleines Hirschkälbchen zu verständigen, wie nothwendig ihm zu seines Lebens Erhaltung der reiche Milchvorrath dieser vierbeinigen Amme sein würde.

Das Kalb zeigte sich sehr dumm und ließ sich lange bitten. Nach und nach kam es doch auf den Geschmack und trank in vollen Zügen.

Die Gruppe gab im Ganzen ein hübsches Bild; nur fühlte Hildegard sich verletzt durch der Schwester nachlässigen Anzug, dessen Mängel den jungen Jäger zu allerlei unschicklichen Aeußerungen und Vergleichen herausforderten. Regina ärgerte sich darüber gar nicht; sie faßte vielmehr jede lüsterne Anspielung auf und stimmte in Wenzel's Ton willig ein. Hildegard's Verlegenheit verhöhnte sie und sagte ihr

auf den Kopf zu, sie verstelle sich nur mit ihrer Scheinheiligkeit; bis diese sich zornig entfernte. Kaum war Wenzel mit Reginen allein, — die Knechte und Mägde hatten sich schon an ihre Morgenarbeit begeben, — so sprach er leise zu ihr: „Jungfer Freischulzin, mir ist ein Unglück geschehen; ich hab' einen Menschen über den Haufen geschossen; mausetodt ist er.“

„Jesus Maria!“ schrie Regina.

„Verloren wäre nicht viel an ihm, aber mir kann's Verdruß machen. Deshalb will ich auf und davon, über die Grenze zu einem meinigen Vetter, bis die Geschichte etwa wieder in Vergessenheit kommt. Denkt unterdessen an mich und schickt mir von Zeit zu Zeit ein Briefel, wenn Ihr mich gern habt. Ich werd' Euch zuerst schreiben durch einen sichern Boten. Ihr kennt doch den grünen Doctor?“

„Ich kenn' ihn nicht von Ansehen, der Vater läßt ihn nicht auf unserm Hofe zu, weil er behauptet, es wäre ein Quacksalber und Betrüger. Aber um Gotteswillen, Wenzel, was ist's mit Euch? Und seid Ihr wirklich ein Mörder?“

„Wenn Ihr's so nennen wollt — ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Weshalb werden wir auf Raubschützen ausgeschickt, als daß wir uns unserer Haut gegen sie wehren dürfen? Der schlechte Kerl hatte die Hirschkuh geschossen; das Kalb lag bei der todten Mutter und stieß

mit dem kleinen Kopfe auf sie zu, als wollt' es sie wieder lebendig machen. Der Schuft kam von der einen Seite, ich von der andern. Ich war allein dem Schusse nachgegangen; die Uebrigen hatten sich im Walde zerstreut. Wie wir uns gegenüber standen, erhob ein Jeder sein Gewehr. 's kam nur darauf an, wer zuerst abdrückte. Hätt' ich vielleicht auf ihn warten sollen? Müßt' ich doch ein Narr gewesen sein. Nun bin ich nur in aller Eil' hereingelaufen, Euch Adje zu sagen, Euch und der Kleinen . . . nahm das Kälbchen mit; wenn Ihr's pflegt, gedenkt an mich. Das Ding sieht schlimmer aus, wie es ist. Geschehen kann mir eigentlich nicht viel. Nothwehr ist ja erlaubt."

„Das mein' ich auch, Wenzel. Weshalb wollt Ihr über die Grenze laufen? Laßt's an Euch kommen und macht die Sache hier ab. Geht hinein, stellt Euch von selbst, zeigt an, was geschehen. . . . Der Baron wird sich Eurer schon annehmen; Ihr habt ja für ihn Euer eigenes Leben auf's Spiel gesetzt. Er ist zu Hause, wir haben ihn gestern Abend hier gesehen, wie er aus dem Thiergarten zurückfuhr."

„Eigentlich habt Ihr recht: es ist klüger, ich melde mich. Sollen sie mich in Teufels Namen einsperren und verhören! . . . Der Todte kann nichts mehr gegen mich aussagen! Gut. So lebt unterdessen wohl, schönes Kind, und laßt Euch mit keinem Andern ein, derweilen ich brum-

men muß. Mein erster Gang, wenn ich's überstanden habe, wird nach dem Schulzenschlössel sein. Der erste Gang jetzt ist der schwerste, zu meinem Vater; der wird mich hart anschnauben. Von der Fasanerie flugs auf's Amt. Vergeßt mich nicht!"

Bei diesen Worten umarmte er sie, und sie ließ es gern geschehen. Dann ging er raschen Schrittes davon.

Hildegard kam hinter der Hausthüre vor: „Von einem Mörder lässest Du Dich küssen? Graut's Dich nicht?"

Regina gab der Schwester keine Antwort; ihre Aufmerksamkeit war auf ein kleines Fenster des unteren Stockwerkes gerichtet, welches im Schulzenhofe das Guckloch hieß, weil aus diesem das Auge des Herrn zu beobachten pflegte. Ihre Umarmung hatte einen Zeugen gehabt. Der Vater, den sie noch tief im Schlafe wähnte, stand hinter den Scheiben. Das ungewöhnliche Geräusch und Gerede hatte ihn so zeitig aufgescheucht, denn Norbert pflegte sonst den Sonntag auch dadurch zu feiern, daß er sich ein Stündchen längerer Morgenrast vergönnte.

Hildegard bezog die plötzliche Veränderung in ihrer Schwester Angesicht auf die an sie gestellte Frage, und wiederholte: „Graut's Dich nicht?" Doch Regina wies verstohlen mit aufgehobenem Finger nach dem allzubekannten Guckloche und flog sodann mehr als daß sie ging ihrem Stüb-

chen zu. In jenem flüchtigen Fingerzeige lag, nach der Geschwister üblichen Zeichensprache, die ganz beredte Erklärung: „der Vater hat Alles gesehen und steht noch auf der Lauer!“

Dies genügte für Hildegard, sich anzustellen, als ob sie von nichts wisse, was hier den Unwillen des Vaters erregt haben könne. Sie machte sich mit der Ziege und deren kleinem unbeholfenen Säugling zu thun, hob das Kalb auf den Arm, leitete die nach ihrer Gebieterin meckernde Gretel zum Stalle und beschloß, dort sammt den Thieren zu verweilen, bis sie Gewißheit habe, welche Wendung die Sache nehmen werde.

Den bestehenden Verhältnissen gemäß stand das Schlimmste zu erwarten. Mußte ein Mann, wie der Freischulze, sich nicht in seinem Stolze auf's Tiefste gekränkt fühlen, daß sein Herzblatt, sein „Rex, mein Junge,“ die Königin des Schlössels, (denn Frau Walburga galt bei Weitem nicht so viel in der Freischoltisei, als ihre älteste Tochter!) daß diese sich zu Vertraulichkeiten mit einem herrschaftlich Grundstein'schen Jägerburschen herablassen mochte? Und was für ein Jägerbursch! Der Sohn des erklärten Gegners Peterka, dessen Fasanenherden auf Norbert's Feldern so oft zu Schaden gingen! Derselbe Wenzel, der als Junge den seiner Aufsicht anvertrauten „Aufzug“ rücksichtslos scharren und picken lassen, wo der Freischulze mit eigener Hand weißen Weizen gesäet, oder

andere köstliche Samenkörner! Dieser Frevler hatte Reginen umarmt, war von ihr feurig geküßt worden; der Vater hatte den Auftritt gesehen, hatte vielleicht gar des Jägers Selbstanklage, hatte Hildegard's „Graut Dich nicht vor einem Mörder?" vernommen? Wie wird er nun einschreiten? Was wird erfolgen? Wird, wie es häufig bei ähnlichen Fällen geschieht, die allzugroße väterliche Liebe und Vorliebe nicht vielleicht in wüthenden Zorn umschlagen, und ein Wetter losbrechen, welches den Schulzenhof erschüttert bis in seine gewölbten Grundvesten hinab?

Wir hören dergleichen nichts.

Regina ist noch einmal in ihr Bett gekrochen; entweder, um dort Zuflucht zu finden, wenn der Vater sie aufsuchen wollte, sie zur Rede zu stellen? Oder, was wahrscheinlicher ist, da sie des Mannes Wesen und Eigenthümlichkeiten so genau kennt, wie jedes kluge und verzogene Kind diejenigen seines Er- und Verziehers: weil sie dort, sicher vor jeglicher Störung, unter der Maske nachzuholenden Morgenschlafes noch einige Mal durchzuleben gedachte, was sie so eben erst und zum ersten Mal erlebt hatte? Einer Natur wie Reginen sieht das Letztere wohl ähnlich, und den Vater betreffend, kannte sie ihn besser als wir. Daß er sich in Worten gegen sie erklären würde, stand für's Erste nicht zu erwarten. In wie fern er durch Thaten sprechen wolle — das mußte abgewartet werden. Und

es mag sie nicht sehr beängstiget haben, wenn sie, im Rückblick auf ihre Vergangenheit, am Ende doch des Sieges über ihn sicher war.

Der Freischulze ließ im Laufe des ganzen Tages nicht eine Silbe hören, die auf des Morgens Begebenheiten Bezug gehabt hätten. Den Zuwachs seines, durch einen wilden Findling vermehrten Viehstandes berichtete ihm Hildegard pflichtschuldigst, und er nahm den Bericht auf, wie eine Neuigkeit, die ihm gleichgültig wäre. Höchstens erwiederte er: „So ist die unangenehme Ziege doch zu etwas gut!“ Wenzel wurde nicht erwähnt, außer nur als Bringer des Hirschkalbes. Von dem Vorfalle, den Raubschützen betreffend, war nicht die Rede im Schulzenschlössel, wenigstens nicht in Gegenwart der Eltern, bis dann etliche Tage nachher die Kunde von Außen durch das Gesinde eindrang: der Sohn des Fasanenjägers sei „verarrestirt von wegen eines todtgeschossenen Wilddiebes.“ Auch diese Nachricht veranlaßte den Freischulzen nicht, sein Schweigen, Wenzel'n anlangend, zu brechen. Hildegard befürchtete, ihre Schwester werde durch heftige Betrübniß Verdruß im Hause erregen. Doch solche Befürchtung hätte sich das gute Kind ersparen können. Regina zeigte sich fast gleichgültig. Auch mit ihr allein ließ sie weder Schmerz noch Angst blicken. Es werde nicht so schlimm ausfallen, meinte sie; und wenn es doch eine böse Wendung nähme, so müßte man sich's

auch gefallen lassen. Auf die Frage: ob sie sich denn das Schicksal ihres Liebsten gar nicht zu Herzen nähme? entgegnete sie: „Wer hat Dir denn gesagt, daß er mein Liebster ist? Ich habe Dir nur vertraut, daß ich ihn für den Schönsten halte; und ich bin ihm auch so weit recht gut, aber wenn sie ihn auf lange Zeit einsperren, kann ich nicht helfen; dann muß ich doch nach Einem mich umsehen, der mir besser gefällt, wär' er gleich nicht so schön, wie der abwesende Adonis. Was nützt mir ein Liebhaber, der nicht zu mir kommen kann? Oder ich nicht zu ihm?"

Derlei scherzhafte Aeußerungen, aus denen doch unverkennbar auch etwas von ernstlicher Meinung hervorleuchtete, entsetzten Hildegard. Diese konnte nicht begreifen, wodurch ihre Schwester so plötzlich umgewandelt worden. Konnte es um so weniger, als die Vorahnung zärtlicher Gefühle, welche durch die kurze Anwesenheit des Junker Benno in ihrer eigenen Seele angeregt sein mochte, sie mit Bangigkeit und Sanftmuth erfüllte. Sie wußte Reginen nichts entgegen zu setzen, wie die Bitte: „Rede nicht so ruchlos!"

Vater Norbert vermied offenbar von Wenzel Peterka zu sprechen, und führte sein absichtliches Schweigen durch, bis Frau Walburga aus der Mühle, wo sie ihre Frau Gevatterin heimgesucht, die Neuigkeit mitbrachte, der Sohn des Fasanenjägers sitze auf Leben und Tod. Die Krimi-

nalcommission habe gefunden, daß der getödtete Raubschütz, durch den Rücken in's Herz geschossen, unmöglich bei offenem Widerstande, vielmehr auf der Flucht verwundet worden sei; auch erkenne man in ihm keinen der beargwohnten Wilddiebe, sondern einen jungen, wahrscheinlich nur durch Zufall in diese Gefahren sich mischenden Burschen, der im Uebrigen guten Leumund hinterlasse und dessen früher Tod beklagt werde. Diese Umstände verschlimmerten — so hatte Frau Walburga vernommen — Wenzel's Lage, und es stehe zu befürchten, daß ihm der Prozeß gemacht werde, wegen beabsichtigten Mordes.

Hildegard zitterte während dieser Erzählung ihrer Mutter so heftig, daß sie sich kaum zu halten vermochte. Desto fester wußte sich Regina, welcher doch eigentlich ihrer Schwester Besorgnisse galten, zu beherrschen. Sie hörte so gleichgültig zu, warf so unbefangene Fragen dazwischen, als ob der Wenzel ein Mensch wäre, den sie gar niemals gesehen. Das fiel sogar der Mutter auf und Frau Walburga schloß ihren Bericht mit der Frage: „Aber wie ist mir denn? Hat Euch nicht der Wenzel Peterka das Hirschkalb gebracht, das im Stalle bei der Ziege steckt?"

„Er hat mir's geschenkt, das ist richtig;" erwiederte Regina.

„Lüge nicht," fuhr der Freischulze auf; „Du hast's ihm bezahlt; und, nach meiner Meinung, sehr theuer! Es

sollte mir leid thun, um Dich, wie um mich, wenn Du den Preis für ein Stück Wild nicht auch sehr hoch fändest?"

„Sie hat ihm doch nicht etwa gar ihre silberne Sparbüchse dafür gegeben, dem blutigen Menschen?" fragte ängstlich Frau Walburga.

Regina erwiederte nichts darauf. Ihres Vaters Zuruf hatte sie stumm gemacht. In solchem Tone war noch nie zu ihr geredet worden; so hatte Norbert's Stimme nie geklungen, wenn er mit „Rex, mein Junge!" sprach, mochte er für alle übrigen Bewohner des Schulzenschlössels noch so scharfe Accente finden.

Bald nachher entfernte er sich und gab Regina einen Wink, ihm zu folgen.

„Gott sei Dank," seufzte Hildegard, da sie mit ihrer Mutter allein war; „jetzt wird sie der Vater in's Gebet nehmen. Es ist die höchste Zeit; sonst schlägt sie wahrlich aus der Art."

Und nun vertraute die jüngere Schwester ihrer Mutter sämmtliche bisher verborgen gehaltenen Heimlichkeiten.

Viertes Capitel.

Es ist ein volles Jahr vergangen.

Wenzel und seine rasche That waren zum Gegenstande juristischer Kämpfe geworden. Untersuchung, Verurtheilung, Appellation, Revision hatten Monate lang gedauert. Sein Herr, der Freiherr zum Grund, hatte Alles aufgeboten, was gesetzlich nur erlaubt schien, denjenigen frei zu machen, der, wie er behauptete, nicht nur für die Herrschaft Grundstein, der sich auch gewissermaßen für die Forst- und Jagdrechte sämmtlicher Gutsbesitzer aufgeopfert. Recht genau wurde die streitige Frage: ob Nothwehr, ob grausamer Uebermuth den Wildschützen um's Leben gebracht? trotz aller Schreibereien und Instanzen doch nicht erörtert. Zuletzt behielt es sein Bewenden bei der Nothwehr, und Wenzel war mit einer halbjährigen Gefängnißstrafe davon gekommen, die ihn, wenigstens in den Augen der Herrschaftsbeamten zum Märtyrer einer guten Sache und den Baron geneigt machte, den jugendlichen Jägersmann rascher zu befördern, als sonst wohl geschehen wäre. Zur Feier seiner Rückkehr von der Festung wollte der alte Peterka in der Fasanerie eine gesellige Zusammenkunft veranstalten, die auch der herrschaftliche Oberförster von

Grundstein durch seine Gegenwart zu zieren versprochen hatte, und zu welcher — befremdend genug — der Freischulze Norbert mit Frau und Töchtern förmlich eingeladen war. Die Einladung an und für sich machte schon großes Aufsehen; noch erstaunlicher war für Knechte und Mägde das Gerücht: „der Herr Freischulze“ habe sie angenommen und werde sich sammt den Seinigen zum Fasanenjäger, dem nachbarlichen Feinde, begeben.

Regina war es gewesen, die dies Gerücht angelegentlich verbreitet hatte und die davon redete, wie von einer Sache, in die kein Zweifel gesetzt werden könne. Sie machte vor ihrer Schwester und auch vor den Dienstleuten kein Geheimniß daraus, daß sie den Wenzel, seitdem er wieder daheim sei, folglich seit acht Tagen, allabendlich gesprochen; daß sie Mittel und Wege gefunden habe, mit ihm allein zu sein; daß sie sich als seine Braut betrachte und daß Vater Norbert einwilligen müsse, auch wenn er nicht wolle. Ja, sie gab gewissermaßen zu verstehen: das Fest in der Fasanerie sei nur veranstaltet, um eine Entscheidung herbei zu führen. Wie sie es angefangen, den Widerwillen Norbert's gegen die Möglichkeit einer solchen Verbindung zu besiegen — das gehört unter die Geheimnisse bevorzugter Kinder, die mit den strengsten und gegen alle Uebrigen unerbittlichsten Väter gerade am Besten fertig werden. Beispiele dieser Gattung finden sich in vielen Häusern. Es

ist, wie wenn auch der eisernste Mann eine Lücke in seinem sonst undurchdringlichen Harnisch duldete; und wer diese kennt, der dringt ihm an's Herz und lenkt ihn dann nach Belieben.

Wir sehen sie denn wirklich ihrer Vier nach der Fasanerie ziehen. Ihrer Fünf hätt' ich sagen sollen. Die Erste ging Regina, ungeduldig, hastig, voraneilend, dann wieder stehen bleibend nach den Ihrigen zurückblickend, ob sie nicht rascher folgen könnten? Dann kam der Freischulze mit Frau Walburga. Die Mutter, ihrem gefürchteten Gatten den betretenen Fußsteig überlassend, schaute ziemlich heiter darein: erstens gab es doch einmal wieder eine kleine Veränderung; zweitens dankte sie Gott, daß der gefürchtete Aufbruch so friedlich und ohne häusliches Ungewitter erfolgte. Der Vater ging, einem besiegten Feldherrn oder Herrscher nicht unähnlich, der bei der Feier des ihm abgezwungenen Friedensschlusses öffentlich erscheinen soll. Hildegard folgte ihren Eltern und ihr folgte das unterdessen zum Spießer herangewachsene Hirschkalb; ihr stäter Begleiter.

Regina hatte sich um dieses Geschöpf nicht mehr bekümmert und ihrer Schwester die Pflege desselben ganz überlassen, deren Sorgfalt durch Treue und Anhänglichkeit vergolten wurde. Hildegard und der Spießer schienen unzertrennlich. Regina achtete nicht darauf, obgleich es eine

Gabe Wenzel's gewesen. Für sie hatte nur der Geber Bedeutung; für sie war der mit fast gleichgültiger Frivolität betrachtete Jägerbursche hoch im Werthe gestiegen, sobald sein Schicksal die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen begonnen. Ihrem aus den Schranken ihrer Umgebung wild hinaus strebenden Sinne wurde der dem Gesetze Verfallene, über dessen Schuld oder Unschuld die bedeutendsten Männer in Zwiespalt geriethen, zur wichtigsten Persönlichkeit. Sie sah in ihm, während er im Kerker weilte, nicht mehr den „Adonis der Herrschaft Grundstein," sondern eine mit allerlei fabelhaften Eigenschaften begabte Romanenfigur. Während das Hirschkalb wohl genährt und gepflegt zum Spießer wurde, ward in ihrer Brust das leichtsinnige, oberflächliche Wohlgefallen an Wenzel zur unbezähmbaren Sehnsucht. Dem Heimkehrenden warf sie sich entgegen, sich selbst vergessend. Noch erregt von dieser heftig lodernden Flamme, stürmt sie jetzt vorauf und möchte durch ihr Beispiel die Schritte des kleinen Zuges anfeuern. Es war schon eine Enttäuschung für sie, daß Wenzel sie nicht auf halbem Wege empfing. Eine noch größere, daß er in der Fasanerie nicht anwesend war, als sie eintrafen. Der alte Peterka, umgeben von mehreren Revierjägern, begrüßte den Freischulzen fast ehrerbietig und stammelte etwas her von „Beilegung ehemaliger Verdrüßlichkeiten, von guter Nachbarschaft, von der

Ehre, den Herrn Oberförster und den Herrn Freischulzen, beide zugleich, bei sich bewirthen zu dürfen!" Frau Walburga mischte sich anspruchslos unter die Frauen; Hildegard stand zur Seite, den Spießer streichelnd; Regina fragte ohne Umstände: wo der Held des Festes bleibe?

„Den hat unser Herr Baron auf's Schloß rufen lassen," erwiederte Vater Peterka; „ich denke, er soll gleich wieder hier sein!"

Der Oberförster lächelte, wie Einer, der etwas weiß, was er nicht vor der Zeit ausplaudern darf und sah dabei mit einem Blicke voll Einverständniß Reginen an. Der Freischulze zupfte an seiner stählernen Uhrkette und drehte dem Fasanenjäger, der sich ihm zu nähern versuchte, schweigend den Rücken.

Die Ankunft Wenzel's machte der verlegenen Stille ein Ende. Er meldete, daß den Anwesenden die ehrendste Ueberraschung bevorstehe, denn ihm folge der Freiherr zum Grund auf dem Fuße. Das Dienstpersonal der Herrschaft wurde durch diese Nachricht lebhaft erfreut. Der Freischulze verhielt sich ruhig. Frau Walburga zeigte einige Besorgniß, ob ihren Gatten solch' unerwartetes Zusammentreffen wohl gar vertreiben könne? Sie war unvorsichtig genug, ihm dergleichen anzudeuten. Er sagte mit absichtlich erhobener Stimme: „Der Freischulze Norbert wird sich nicht verkriechen vor dem Freiherrn zum

Grund, oder vor ihm davon laufen. Ich bin auch ein Freiherr, und mein Adel ist vielleicht älter als der seinige!"

Diese Aeußerung brachte bei allen Hörern einen gelinden Schauder hervor; sie versahen sich der schrecklichsten Dinge von solcher Begegnung.

Auf den ersten Anlauf ging es ganz erträglich. Der Baron benahm sich recht freundlich, sprach herzliche Worte über Wenzel's Schicksal, stellte diesen im günstigsten Lichte dar und erwähnte unter Anderem: wenn es auch nicht zu umgehen gewesen, daß der junge Jäger für seine rasche That dem Gesetze habe müssen ein Sühnopfer bringen, so sei durch die ihm zuerkannte Festungsstrafe eben nur der Form genug gethan worden, indessen Niemand zweifele, daß Dienstpflicht im Vereine mit Selbsterhaltungsrecht nicht anders handeln konnten. Deshalb gebühre dem Wenzel Anerkennung und Beförderung, welche letztere ihm auch zu Theil werden solle, sobald er nur um ein paar Jahre älter sei. „Und nicht wahr, Nachbar Norbert," setzte der Baron, zum Freischulzen gewendet, bei; „wenn der Wenzel Peterka wohlbestallter Revierjäger ist, dann darf er um jedes hübschen und reichen Mädels Hand werben; sei's auch eine Schultisei-Erbtochter?"

„Ein Revierjäger, Herr Baron, ist ein Diener," entgegnete Norbert. „Wer sich um eine Freischulzentochter

bewirbt, der muß unabhängig und frei sein. Wo nähme der Forstmann die Zeit her, sich um die Landwirthschaft zu bekümmern? Da oder dort müßte er seine Pflichten vernachlässigen. Zween Herren kann man nicht dienen."

„Für die Landwirthschaft sind Andere zu sorgen bereit. Wenn der größere Nachbar dem kleineren eine volle runde Summe auszahlte und so durch einen für beide Theile vortheilhaften Kauf all' den kleinen Streitigkeiten und Häkeleien ein Ende machte, die unausbleiblich sind, wo solch' ein Freigut als Enclave zwischen großen Besitz gezwängt ist! — Wäre das nicht weise?"

„Darauf geht es ja schon lange hinaus, Herr Baron. Direkt und indirekt haben Sie mir Anträge gestellt; und weil ich auf keinen einging, soll ich nun bei meiner schwachen Seite gefaßt werden. Durch den Liebhaber der Lieblingstochter wollen Sie auf den Vater wirken. Aber es vergessen alle die hierbei Betheiligten, daß i ch meinen Stand und meine Würde nie vergessen werde; daß ich nie vergessen werde, was ich meinen Ahnen schuldig bin! Sie lächeln, da ich von meinen Ahnen rede? Es ist dies ein Beweis, Herr Baron, daß Sie unbekannt sind mit der Geschichte des Landes, worin Ihr „großer Besitz" liegt. Ich, den Sie den „kleinen Besitzer" nennen, habe mich umgesehen darin. Es giebt allerdings Freischultiseien von geringerem Umfang — (wie weit die meinige reicht, wissen

Sie am Besten!) — und auch von beschränkteren Grundrechten. Manche der letzteren mußten bei neuerlichen Staatseinrichtungen freilich verloren gegeben werden; andere sind verblieben und ich werde sie festhalten. So zum Beispiel soll kein Fremder, so lange ich lebe, auf meinem Reviere jagen, oder denn ich thue, wie dieser Ihr Waidbursche gethan. Das bei Seite gesetzt! Sie wissen nicht, daß meine Schultisei lediglich als Erblehnsgut an ein rittermäßiges Geschlecht verliehen worden ist, von welchem ich abstamme; daß es daher und deshalb die Vorzüge der Rittergüter theilt. Aus meinen sorgfältig aufbewahrten Urkunden könnte ich beweisen, daß ich berechtigt bin, mich Peter von Norbert zu schreiben — wenn mir darum zu thun wäre. Diese kleine Silbe vor meinem Namen habe ich als werthlos fallen lassen, weil sie späterhin gar vielen Unwürdigen zugetheilt worden ist. Außer dieser aber geb' ich nicht eine einzige Silbe aus meinen Stiftsbriefen und Familienpapieren auf. Ich halte daran mit der oftgescholtenen Zähigkeit eines rechten Bauern. Und wie meine Vorfahren durch spätere Ankäufe unsere Schultisei erweitert haben, bin auch ich bereit, von meinen Nachbarn nachträglich zu kaufen — zu verkaufen nie! Nicht eine Krume des Bodens, den meine Väter bauten und den mit eigenen Händen bauen zu helfen mein Stolz ist. Söhne hat mir der Himmel versagt. Mein Eidam muß ein

Bauer sein, wie ich. Einen herrschaftlichen Jäger kann ich nicht gebrauchen. Unsere Belehnungspergamente geben mir das Recht auf erbliches, auch auf weibliche Nachkommen übergehendes — zwar theilbares Eigenthum. Doch werde ich von letzterem niemals Gebrauch machen. Meine Universalerbin zahlt ihre Schwester aus und tritt die Erbschaft an, nur unter der Bedingung: das Ganze ungetheilt zu lassen. Sie haben jetzt Vielerlei umgestoßen bei uns zu Lande, seit einigen Jahren, und werden auch noch Manches umwerfen; das ist mir wohl bekannt. Testamente gelten doch immer noch und werden gelten, denk' ich."

Norbert's lange Rede hatte sämmtliche Zuhörerschaft in banges Erstaunen versetzt; den Meisten blieben die darin enthaltenen persönlichen Anspielungen noch dunkel, (denn von Regina's Liebschaft war außerhalb des Schulzenhofes wenig bekannt;) aber sie hörten doch ein offenkundiges Trotzbieten gegen ihren Baron heraus und machten bei derlei Kühnheit lange Gesichter. Nur die drei Personen, die es zunächst anging, ließen keine sonderliche Empfindlichkeit blicken. Weder Wenzel noch Regina! Und der Freiherr zum Grund nahm des Freischulzen stolzen Widerspruch mehr lächelnd als zürnend hin.

„Laßt Euch," — so sagte er freundlich zu Peterka und dessen Gästen gewendet, — „laßt Euch durch unsers Herrn Nachbars lange Rede nicht erschrecken. Wenn er

auch von älterem Adel wäre als ich, wie er behauptete, heute darf er's uns nicht entgelten lassen. Wir feiern die Wiederkehr des jüngeren Peterka, dem wir zeigen wollen, daß die Gefängnißhaft ihn in unsern Augen nicht herabsetzte; deshalb bin auch ich in die Fasanerie gekommen und habe meinen Sohn mitgebracht. Geh', Benno, mische Dich unter das junge Volk, daß es lustig werde; trage Sorge für die Flaschenkörbe die auf dem Küchenwagen stehen und mache den Wirth; vertritt mich. Ich will mit den alten Herren einen Schub Kegel versuchen. Kommen Sie, Oberförster! Kommen Sie, stolzer Nachbar und Freischulze! Vielleicht schieb' ich doch heute noch acht um den König!"

Der junge Freiherr Benno ließ sich nicht vergebens auffordern, daß er sich „unter das junge Volk" mische! Seit vergangenem Jahre, wo wir ihn im Hofe des Schulzenschlössels sahen, hat er gar sehr zugenommen, wenn auch nicht (wie es in der Schrift heißt) „an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen" doch gewiß an Selbstbewußtsein, Zuversicht und Uebermuth. Er war aus einem bescheidenen Jungen ein kecker Junker geworden. Was im verflossenen Jahre wie ein geträumtes Paradies ihm vorgeschwebt, lag jetzt schon wie eine alltägliche Erfahrung hinter ihm. Die Jugend des neunzehnten Jahrhunderts ist überhaupt eine frühreife und wir glauben uns nicht zu

täuschen, wenn wir annehmen, daß diese Hast, sich in's Leben zu werfen, gerade aus der Epoche der deutschen Feldzüge gegen Frankreich und ihrer heroischen Aufgebote aller wehrfähigen Knabenschaft herrührt!

Unsere Erzählung beginnt wenige Jahre nach Abschluß des Friedens und die Stürme des Krieges sind noch nicht ganz verrauscht. Auch von des jüngeren Benno's Spielkameraden hatten einige Frankreichs Boden betreten und ihre siegestrunkenen Hymnen nicht wenig beigetragen, ihn vor der Zeit aufzuregen, daß er im Heimathsland zu erringen suche, was sie in Feindesland eroberten.

Die schüchterne, sittsam zurückhaltende Hildegard bemerkte der Junker kaum. Regina's herausforderndes Betragen reizte ihn. Wenzel schien keine Eifersucht zu hegen. Er machte sich vielmehr eine Ehre daraus, den Sohn des Freiherrn verbindlich und zuvorkommend gegen das Mädchen zu erblicken, durch dessen Besitz er selbst den Freischulzen, trotz aller Weigerungen, über kurz oder lang dennoch zu beerben hoffte.

Wein und Tanz, — diese zwei gewaltigen Mächte, die schon so viele Stunden der Wonne, schon so viele Jahre des Elends erzeugt und geboren, — thaten das Ihrige.

Als das ländliche Fest zu Ende ging; als Benno mit seinem Vater die Kutsche bestieg, nahm er die Gewißheit nach Grundstein mit: die schöne, verführerische Regina

werde nicht die Spröde spielen; und Wenzel werde sich eine Ehre daraus machen, mit dem Sohne seines Brotherrn und Versorgers, in ihre Gunst sich zu theilen.

Die Familie des Freischulzen verließ die Fasanerie im Ganzen recht zufrieden. Norbert konnte nicht umhin, Walburgen beizustimmen, die des Barons leutselige Freundlichkeit mit vollen Tönen pries. Regina fand Befriedigung ihrer Eitelkeit in der neuen Eroberung.

Nur Hildegard folgte wieder mit ihrem treuen Gefährten, dem Spießer, ohne Lust, ohne Klage; stiller wie je. Und Niemand fragte nach ihr.

Fünftes Capitel.

Diesmal machen wir einen Sprung über zwei ganze Jahre.

Der Spießer ist mittlerweile ein Gabler, ist ein Hirsch geworden; doch in seiner Anhänglichkeit für Hildegard, in der thierisch-rührenden Dankbarkeit für die Pflegerin ist er sich treu geblieben.

Sonst aber hat sich viel geändert.

Wenzel gilt noch immer für Reginen's Liebhaber, will

sie wie seine Braut betrachtet wissen, verfolgt mit Ausdauer sein Ziel: ihr Ehemann zu werden; — doch keineswegs weil er ohne diese Frau nicht leben zu können meint, sondern lediglich, weil er mit ihr und durch sie die Freischultisei zu erben fest entschlossen ist. Er weiß, daß unter den Mitbewerbern um des leichtsinnigen Mädchens flüchtigen Besitz außer ihm sich noch ein Sieger befand; weiß sehr wohl, daß der junge Freiherr bald nach dem Feste in der Fasanerie Reginen heimlich gesehen hat. Vielleicht ist er auch nicht ganz frei geblieben von eifersüchtigem Grolle; doch entsprang dieser, wenn er sich regte, mehr aus verletzter Eitelkeit, wie aus beleidigter Liebe. Einer edleren Gesinnung war der schöne Jäger kaum fähig. Und was etwa in seiner selbstsüchtigen Natur doch davon vorhanden sein mochte, das hatte sich während dieser Frist auf Hildegard gewendet, welche in reinster Jungfräulichkeit den vollkommenen Gegensatz zu ihrer Schwester bildete. Vielleicht hatte die fortdauernde Sorgfalt dieses sittsamen, anmuthigen Mädchens für den Hirsch, der ja seine Gabe war, den Geber auf den Wahn geleitet, daß Hildegard auch für ihn besondere Theilnahme empfinde? Daß sie in jenem Thiere gewissermaßen denjenigen liebe, der es auf ihren Hof gebracht, als sie noch fast für ein Kind galt? — Und wenn nun auch die Hoffnungen, die er auf der jüngeren Tochter Neigung richtete, ihn nicht mehr verließen, so verhinderten

sie ihn doch nicht, seine Bewerbungen um des Freischulzen ältere, bevorzugte Tochter ausdauernd fortzusetzen. „Die Kleine soll mir nicht entgehen,“ meinte er; „wenn nur erst Regina mein Weib und die Erbschaft mir gewiß ist!“

Doch damit sah es noch sehr unsicher aus. Norbert hüllte sich in schweigsamen Ernst. Was in seinem Innern arbeitete und kämpfte wußte der willensstarke Mann hinter scheinbar kalter Gleichgültigkeit zu verbergen. Die Seinigen glaubten annehmen zu dürfen, er harre nur auf die endlich erfolgende Anstellung Wenzel's als Revierjäger, um dann doch die Einwilligung zu einem Bündnisse zu ertheilen, dem er abhold gewesen. Der Freiherr zum Grund aber verzögerte die Erfüllung seines vor zwei Jahren gegebenen Versprechens, offenbar in der Absicht, des Freischulzen Widerstand zu brechen und ein Jawort zu erpressen, welches der lange Brautstand diesem abzwingen werde.

Hätte Benno nicht anderthalb Jahr in Heidelberg zugebracht, wo er den Studien obliegen — sollte, gewiß wäre die Entwickelung dieser gespannten und für alle Theile peinigenden Verhältnisse früher eingetreten.

Als er nun (in Folge eines Verdrusses mit dem akademischen Senate) im väterlichen Schlosse anlangte, bekam Alles rasch eine andere Wendung.

Regina glüht ihm entgegen. Sie hat ihn nicht vergessen; wähnt sich von ihm noch geliebt wie damals. Sie

bedenkt nicht, daß jene Verirrung des jungen Menschen erste nicht war; daß er seitdem gar mancher Anderen mit Absicht vorgelogen, was er vor seiner Abreise nach Heidelberg ihr in kindischer Unerfahrenheit sagte, ohne deutlich zu wissen, er lüge. Sie begreift nicht, weshalb er so lange zaudert, ihr ein Zeichen zu geben, eine Bestellung zukommen zu lassen? Sie vergißt sich so weit, Wenzel'n nach ihm zu befragen. Ja sie giebt diesem zu verstehen, des Junkers Benehmen kränke sie, worauf die Entgegnung folgt: Ich kann ihn doch nicht zu Dir führen?

So etwas klingt unglaublich. Es verträgt sich sogar nicht mit den Begriffen, die wir aus idealisirenden Erzählungen und volksthümlichen Schilderungen in uns aufgenommen haben. Dennoch ist es, mit gewissenhafter Treue, dem wirklichen Leben entnommen, und könnte leider mit schlagenden Beispielen belegt werden. Wir aber wollen uns bei Ausmalung dieser Vorcapitel nicht aufhalten, sondern so rasch wie möglich dem eigentlichen Kern unserer traurigen Geschichte zueilen.

Benno bedurfte wirklich erst einige Tage der langen Weile, woran es in Grundstein nicht mangelte, bis die Erinnerungen an Reginen ihn veranlaßten, sich nach der Fasanerie zu begeben und daselbst Wenzel aufzusuchen, der seinem kränkelnden Vater einstweilen als Helfer beigegeben war, sich in diesem halben Verhältnisse, von dem mürrischen alten Peterka abhängig, sehr unzufrieden zeigte,

den Junker an frühere Versprechungen mahnte, und dringend um seinen Einfluß beim Baron bat: „Wenn der junge Herr die Sache nicht in Gang bringen, so muß ich auf den Nimmermehrstag warten. Ihr Herr Vater, und mein Schwiegervater lauern Einer auf den Andern und ehe ich nicht wirklicher Revierjäger geworden bin, giebt der eigensinnige Norbert nicht nach."

„Wir wollen schon sehen, was sich thun läßt," sagte Benno, nur um etwas zu sagen, doch mit schwachem Vertrauen auf des Barons Nachgiebigkeit und mit noch schwächerem auf seinen Einfluß in Wenzel's Angelegenheit, da er noch in eigenen Angelegenheiten viel mit seinem Vater zu besprechen hatte, Heidelberger Schulden betreffend. Er ging also leicht darüber hin und fragte nebenbei nach Reginen, „ob diese noch schön sei?"

„Sie wundert sich ohnedies," erwiederte Wenzel, mehr fragend als antwortend, „daß sie den jungen Herrn noch mit keinem Auge gesehen? Gewiß möchte sie ihre Bitten und Fürsprache mit den meinigen verbinden; denn ich kann mich nicht eifriger sehnen nach dem Erbrecht des Schulzenhofes, wie sie sich sehnt nach Erlösung aus dem Schulzenschlössel. Mit dem alten Norbert und seinen bösen Launen ist's bald nicht mehr zum Aushalten."

„Wenn ich nun hinüberginge," fuhr Benno fort,

„wenn ich mich durch sie bestimmen ließe, bei meinem Vater Sturm zu laufen . . . . bist Du nicht eifersüchtig?“

„Dummheiten,“ sprach Wenzel. „Wie ich mit der Regina stehe, das weiß ich längst; wir haben uns nichts vorzuwerfen. Sie ist des reichen Freischulzen älteste Tochter und als der sein Testament machte, war sie noch sein Herzblatt. Es ist ein öffentlich Geheimniß: wer Reginens Mann wird, der wird auch einmal Freischulze. Das ist die Hauptsache. Darauf geh' ich aus, seitdem ich in die Lehre gekommen bin. Werd' mich doch nicht irre machen lassen, wenn sie einmal einem Andern die Hand drückt?“

„Da hat sie wohl gar,“ meinte Benno argwöhnisch, „während meiner Abwesenheit verschiedene Verehrer gehabt?“

Wenzel zeigte sich ungehalten: „Was denken Sie, Benno, von ihr und mir? Die jungen Barone sind dünn gesät in dieser Gegend und Jedweder meinesgleichen weiß, daß es ihm ergehen würde wie dem Wildschützen an der Gränze, wofern er sich in mein Gehäge wagte. Sie wird sich nicht wegwerfen, und ich verstehe keinen Spaß, hab' auch scharfe Augen, denen nichts entgeht. Was ich sehen will, das sehe ich. Wenn ich nicht sehen will, dann drück' ich die Augen zu.“

Indem er dieses sagte blinzelte er eigenthümlich,

entschuldigte sich, daß er nach den Fasanen sehen und Futter klein hacken müsse; worauf er den Junker sich selbst und seinen Gedanken überließ. Daß diese zuletzt nach den Umgebungen der Schultisei und nach deren lange nicht erblickten Erbin sich richteten, ist wohl begreiflich. Und sollte Benno sich zurückhalten lassen durch die allerdings in ihm aufsteigende Besorgniß: Wenzel's „Augenzudrücken" könne unangenehme Forderungen und Ansprüche im Gefolge haben — so mußte er nicht ein leichtsinniger Jüngling sein, den die leere Langweiligkeit auf Grundstein folterte. Mit dem beliebten Wahlspruch: „'s wird auch das Leben nicht kosten!" schlug der junge Freiherr zum Grund den Weg ein, auf dem er Reginen zu begegnen wünschte.

Unter den alten Erlen, das Bächlein entlang, wandelte sie sinnend mit gesenktem Haupte. Eine Rose hielt sie in der Hand. Der zahme Hirsch ging langsam hinterdrein und versuchte von Zeit zu Zeit die Rose zu rupfen, die das schöne Mädchen ihm jedesmal entzog, ohne doch durch diese Bewegung des Armes aus ihrem träumerischen Zustande aufzuwachen.

Welche Veränderung ist vorgegangen mit ihr? Wodurch ist der kecke, fast unweibliche Uebermuth dieses Mädchens, der sich sonst in jeder Geberde, in jedem Blicke kund gab, in so sanfte mädchenhafte Sittsamkeit umgewandelt worden? Schon ihr gemessener Gang deutet auf eine

merkliche Veränderung. Benno, nachdem er sie ein Weilchen beobachtet, und jeden ihrer Schritte voll Erstaunen gezählt hat, springt plötzlich, unwiderstehlich von ihr angezogen, über den schmalen Bach; und wie er nun am andern Ufer ihr gegenübersteht, wie er dem vor Schreck laut aufschreienden Mädchen in's Gesicht sieht, erkennt er seinen Irrthum. Es ist Hildegard, des Freischulzen jüngere Tochter, welche Reginen an Wuchs eingeholt, an Schönheit erreicht, an holder Anmuth aber weit übertroffen hat. Sie starrt ihn sprachlos an. So würde eine jungfräuliche Hirtin des Alterthums den geflügelten Boten des Olymps empfangen, so sich vor ihm hocherröthend verneigt haben, der sich aus ewig blauen Höhen huldreich zu ihr herabgelassen. Ihr Antlitz verrieth ihr Herz. Benno wußte, wie durch das lauteste Geständniß, durch solche stumme Begrüßung, daß sein Bild fortgelebt habe im Herzen dieses zur blühenden Jungfrau herangewachsenen Kindes. Auch ihm fehlten die Worte. Bewundernd schwieg er vor ihr. Der Hirsch war näher getreten. Abermals neigte er sich zu der Rose und nun gelang es ihm, sie zu erhaschen. Während er die Blume zermalmte, deren Verlust Hildegard gar nicht gewahr wurde, drängte er sich zwischen sie und den Junker. Benno hätte sich nicht um einen Zoll nähern können, ohne das Haupt des Hirsches zu berühren. Die drei Köpfe regten sich kaum.

„Ich habe Euch wahrhaftig nicht erkannt, so lange der Erlenbach uns trennte,“ hub endlich Benno an.

„Der Herr Baron suchte Reginen?“ sagte Hildegard, die niedergeschlagenen Augen zu Boden senkend.

„Wen ich suchte gilt gleich,“ erwiederte er; „glücklich genug, daß ich fand, was ich fand.“ Indem er so sprach, wollte er Hildegard's Hand ergreifen, doch stieß er sich unsanft an das Geweih des Hirsches, der mit heftiger Bewegung dazwischen fuhr. Er schlug mit der Reitgerte nach dem Hirsche. Dieser stellte sich fest zur Wehr. Hildegard hielt Beide mit ängstlich erhobenen Armen auseinander. Da kam raschen Schrittes Regina gelaufen; gewiß in der Zuversicht, daß Benno sie erwarte. Vor einigen Minuten wäre dies richtig gewesen; jetzt galt es nicht mehr. Der junge Herr gab sich geringe Mühe, seinen Verdruß zu verbergen, als Hildegard, unter dem Vorwande, den zornig gemachten Hirsch in seinen Stall zu führen, sich alsogleich nach ihrer Schwester Ankunft entfernte. Regina dagegen zeigte so unverhohlen ihre Freude darüber, und über des Junkers Gegenwart, daß dieser dann doch nicht umhin konnte, wenigstens einen Ton ihres alten Zweigesanges anzuschlagen. Doch war es nicht der sentimentale seiner Knabenzeit.

Regina hörte bald heraus, daß der Baron ihr entwachsen sei, sie überflügelt habe. Sie erschrak ein wenig;

mit der ihr eigenen Energie wußte sie sich bald zu fassen und in die veränderte Lage zu finden. Sie ging darauf ein, daß Benno ihr jetzt von Wenzel wie von dem ihr bestimmten Ehemanne sprach, und daß er dessen Anstellung befördern, bei seinem Vater betreiben, daß er dadurch beschleunigen wollte, was er vor zwei Jahren in eifersüchtigem Schmerz untersagte. —

Er hatte Fortschritte gemacht auf Universitäten und Regina lernte bald von ihm.

Sechstes Capitel.

Es gab eine Zeit, wo der Verfasser dieses kleinen Romanes, und wohl auch manche seiner älteren Leser, nicht für möglich erachtet hätten, daß Shakspear's „Sommernachtstraum" jemals auf dem deutschen Theater zur Darstellung gebracht werden könne, und wo schon beim Durchlesen dieser wunderlichen, aus drei unvereinbaren Elementen bestehenden Dichtung, nach unseren Begriffen von Weiblichkeit als besonders verletzend hervortrat, daß die verschmähte Liebende dem sie wie einen Hund behandelnden Bengel die Wege zu ihrer vorgezogenen Neben-

buhlerin durch den Wald weiset, lediglich um sich, wie sie ehrlich eingesteht: „hin und zurück am Anblick des Theuren zu laben.“ Wenn man leidenschaftlich, jung ist, Welt und Liebe mit gläubiger Ahnung beurtheilt, erscheint solche entsagende Hingebung gelinde ausgedrückt: unmöglich, und man findet sich höchstens darein durch die Annahme: Der ganze „Sommernachtstraum“ solle eben nur einen Traum bedeuten. In reiferen Jahren werden wir durch Schuld und Erfahrung (beide sind leider nahe mit einander verwandt!) aus dem Traume geweckt, in dem wir wandelten und da geschieht es Manchem, daß er auch in diesen einst für unwahr gehaltenen Bildern Shakspear's den lebenswahrsten aller Poeten erkennt. Lysander und Hermina, Demetrius und Helene begegnen uns in Wäldern, Feldern und Städten, nur daß kein Oberon da ist, der seinem kleinen Schelm von Kobold beföhle, bindende oder lösende Zauber aus wohlthätigen Kräutern auf schlummernde Augen zu drücken.

Regina, des Freischulzen ältere Tochter, fand in ihrer überkräftigen Natur sogar dann nicht hinreichende Kraft, die Leidenschaft für den jungen Baron abzuschütteln, als dieser kein Geheimniß mehr daraus vor ihr machte, daß er in wilden Gluthen für Hildegard brenne. Und damit es der unheilvollen Verwickelung, der diese Menschen entgegen taumeln, nur ja nicht an Stoff gebreche, mußte

auch Wenzel's niedrige, kalt-berechnende Habsucht ein Blitz von Leidenschaftlichkeit für die künftige Schwägerin durchzucken, der ihn fast verblendet und von seinem fest verfolgten Wege abgelockt hätte. Doch bevor dies geschehen konnte, war der Eigennutz schon wieder Herr geworden über eine Seele, die wohl nicht verdiente in solch' empfehlendem und allgewinnenden Körper zu hausen. Er heuchelte für Reginen die Fortdauer längst erstorbener Zärtlichkeit. Sie vergalt ihm Gleiches mit Gleichem, während sie doch den jungen Freiherrn heftig liebte, und Hildegard neidisch haßte. Daß Wenzel von ihr um der Schwester willen abfiel, hätte sie leicht verziehen; daß Benno in demselben Falle war, erfüllte sie mit Bitterkeit. Doch eben so wenig als der Jäger, zeigte sie dem Junker ihre Eifersucht. Beide, ihr Bräutigam wie sie, erwiesen sich vielmehr bereit, Jenem Dienste der schmähligsten Art zu leisten, damit er die Jungfrau bethören könne. Bei Wenzel, wie gesagt, herrschte Eigennutz, bei Reginen ein dunkles Rachegefühl vor, die Beneidete verderben zu helfen! ihr geraubt zu sehen, was sie jetzt noch schmückte und so hoch über eine längst gefallene Schwester stellte.

Mochte das schwärmerische Angedenken, welches Hildegard dem jugendlichen Sohne des Freiherrn zum Grund bewahrt hatte, durch die unerwartete Begegnung noch so lebendig aufgefrischt worden sein; mochte sie wirk-

lich seine Liebe im Herzen erwiedern, äußerlich that sie für's Erste gar nichts, was einer üblen Auslegung fähig gewesen wäre.

Daß der alte vacirende Jäger, der in der Gegend weit umher unter dem Spottnamen „der grüne Doctor" sein heimlich Unwesen als Quacksalber und Zwischenträger schon lange trieb, die Hand auch zwischen Reginen und Wenzel'n im Spiele gehabt, wissen wir bereits durch die Aeußerung des Letzteren, welcher vor drei Jahren den verdächtigen Menschen als zuverlässigen Briefboten bezeichnete. Der Freischulze Norbert haßte und verachtete den schlauen Herumtreiber gründlich, dankte ihm nicht einmal für seine demüthigsten Grüße; aber so weit reichte die Verachtung doch nicht, daß nicht auch für den aufgeklärten Mann, der zu sein sich Norbert gern rühmte, ein geheimnißvoller Schauder damit verbunden gewesen sein sollte. Den Seinigen hatte er stets ihre Albernheit vorgehalten, sobald Jemand den grünen Doctor als Einen bezeichnete, der „mehr könne, wie Brot essen." Er selbst jedoch unterließ niemals, sich abwendend ein Kreuz zu schlagen, wenn er dem Kerl in Feld oder Wiese begegnete. Zu leugnen war es nun allerdings nicht, daß der Pfuscher, den die gelehrten Aerzte als solchen streng verfolgten, allerlei curiose Wirkungen hervorzubringen verstand, und mit mancher Naturkraft vertraut, Gutes und Böses übte, — je

nachdem sein Vortheil es mit sich brachte. Besonders geschickt zeigte er sich, wo es galt, den gegen ihn einschreitenden Behörden zu entschlüpfen. Verklagt wurde er tausendmal, verurtheilt konnte er nie werden: es fehlte stets an einem erwiesenen Thatbestande und Zeugen wider ihn ließen sich nicht auftreiben. Die Leute hätten sich ja eher ihre Zungen abgebissen, als gegen den grünen Doctor ausgesagt.

Dieser selbige grüne Doctor nun flüsterte seinem Gönner Wenzel gelegentlich zu: es stehe bedenklich mit dem gestrengen Herrn Freischulzen, und lange werde er's nicht mehr machen; es fresse ein Wurm an des stolzen Mannes Herzen.

Wenzel, der sich geschämt haben würde, dem Geistlichen ein Wort zu glauben, glaubte fest an jede Sylbe aus des Hexenmeisters Munde. Er zog ihn also zu Rathe, wie er es anzufangen habe, um dem Kranken — denn daß Norbert hinsiechte, sah ein Jeder und Wenzel ahnte jenen „am Herzen fressenden Wurm“ sehr deutlich — endlich doch einmal die Einwilligung abzuzwingen, ehe etwa gar eine Aenderung im Testamente vorgenommen werde?

„Nichts leichter,“ meinte der grüne Doctor. „Die Regina muß dem Alten gestehen, daß sie hoffe, ihn bald zum Großvater zu machen. Dann ist er der Erste, der

Eure Hochzeit betreibt. Ein Enkelkind außer der Ehe duldet sein Hochmuth nicht."

„Gestehen soll sie's," fragte Wenzel. „Wenn sie Nichts zu gestehen hat?"

„Herr Wenzel, seid nicht so dumm! Wer verlangt denn das? Ein Schreckschuß, weiter nichts. Mehr Andeutung, als entschiedenes Geständniß. Hinreichend, um den Herrn Freischulzen zur Nachgiebigkeit zu zwingen."

„Das läßt sich hören," fing Wenzel nach einigem Besinnen wieder an; „ganz gut! Nur wird es Tänze setzen, die Regina zu bereden, daß sie zu ihrer eigenen Schande dem Vater eine Lüge aufbinde!" . . .

„Umgekehrt, Herr Peterka: zu ihrer Ehre! 's handelt sich ja um den Ehrentag, denk' ich!"

„ . . . Und zweitens: wenn sich der Freischulze durch diese Lüge gewissermaßen hat übertölpeln und zur Einwilligung zwingen lassen, was wird er dann sagen . . . . es muß sich ja doch zuletzt zeigen, daß es eine Schwindelei war . . .? Hernach wird er erst recht zornig und stößt am Ende aller Enden das Testament doch noch um, wenn kein Enkel anrückt. Wie dann?"

„Hm, freilich; das wäre nicht „proper!" Da müßte man Fürsorge treffen. Doch es giebt nur zwei Fälle: entweder Eure Frau macht die Lüge zur Wahrheit (und auf ein Vierteljahr später kommt nichts an!) oder sie ist nicht

ausersehen, ein eigenes Kind zu pflegen, — nun, dann schafft man in aller Stille ein fremdes herbei. An Kindern ist kein Mangel, eher an Eltern; und so ein Großvater in seiner Eitelkeit sieht nicht gar genau hin. Der läßt sich von der Lieblingstochter weiß machen, das Enkelchen habe seine Augen, mag's flugs eine junge Katze sein, die sie ihm zeigen."

Wenzel schwieg länger als vorher; dann sprach er leise: „wißt Ihr auch, daß Euer Vorschlag verdammt anrüchig ist? Er schmeckt nach den Mauern, in die sie mich geschickt hatten, von wegen damals ...."

„Einem Jeden möcht' ich ihn auch nicht thun. Zu so 'was gehört schon Verstand und Einsicht. Wer gewinnen will, muß wagen. Und Herrn Norbert's Freischultisei verlohnt wohl ein Bischen Kopfzerbrechen. Uebrigens dräng' ich meine Meinung nicht auf. Euch so wenig, als jedem Andern. Man befragt mich hier und da ... der grüne Doctor bietet seine Mittelchen an; wer ihm vertrauen will, gebraucht sie; wer's bedenklich findet, läßt's bleiben und der grüne Doctor geht seiner Wege."

„Doch nicht ohne Bezahlung?" rief Wenzel dem Gehenden nach, der sich lächelnd zurückwendete; „ob ich nun aus Eurer Apotheke einnehme oder nicht, das ist gleichviel; umsonst ist kein Doctor, weder ein schwarzer,

noch ein grüner. Da, nehmt unterdessen! Ich will mir's noch überlegen."

Sie trennten sich. Der Jäger ging in tiefe Gedanken versunken dahin, noch ungewiß, wohin er sich wenden solle? Ob links, in die Fasanerie, wo seines Amtes war? Ob rechts, nach dem Schulzenschlössel zu, um Regina zu suchen? So verderbt war er noch nicht, daß er nicht hätte einsehen sollen: Dies sei der letzte Schritt am Rande eines düstern Abgrundes.

Es regte sich auch etwas in seinem Innern, wie vom Kampfe besserer Empfindungen gegen schlechte Absichten. Doch jenen fehlte die Unterstützung eines kräftigen Willens. „Das Schicksal mag entscheiden!" sprach er. Und kaum war dies, eines denkenden Menschen unwürdige Wort ausgesprochen, so stand jenes herausgeforderte Schicksal verkörpert vor ihm. Regina, an einen Erlenstamm gelehnt, hatte Vergißmeinnicht vom Ufer gepflückt und warf ein Blümchen dem andern nach in's Bächlein. „Ich spiele hier schon die längste Zeit," sagte sie; „das Kinderspiel mit schwimmenden Blumen. Sieh' nur zu, wie das wirbelt und dreht. Das bin ich, das ist Benno, das ist Hildegard, und das bist Du. Nun gieb Achtung; Du mußt genau merken, wen jede vorstellt. Jetzt schwimmen sie durch einander, — jetzt trennen sie sich — jetzt werden's wieder zwei Paare . . . Da ziehen sie hin — er und sie

— ich und Du ..... sieh', sieh', dort unten hat sie das Wasser verschlungen. Versuch's auch einmal!"

Sie wollte ihm eine Handvoll aufdringen. Er wies sie zurück: „Laß die Spielereien mit Vergißmeinnichten! Es muß Ernst gemacht werden. Mein Baron ist schon unwillig über Deines Vaters Hartnäckigkeit. Zwei gute Stellen hab' ich bereits verloren. Währt's noch länger, entgeht mir auch die dritte Vacanz in Hohendorf. Und das ist die letzte. Auf der ganzen Herrschaft lauter junge kräftige Revierjäger. Sieht keiner aus, als ob er Lust hätte, mir in den ersten dreißig Jahren Platz zu machen. Da darf nicht gefackelt werden. Dein Vater muß endlich Ja sagen."

„Mein Vater muß?" fragte sie hohnlächelnd; „das ist Euer Wort, drüben in Grundstein. Der Freischulze Norbert kennt es nicht."

„Eben deshalb müssen wir's ihm beibringen. Sei vernünftig und laß mit Dir reden. Unsere Flitterwochen sind längst vorüber, das weiß ich so gut wie Du. Frage auch nicht danach, wie es übrigens mit Dir steht und mit den kindischen Thorheiten unserer früheren Zeit. Die sind gut, sammt Deinen blauen Blümchen im Erlenbache ersäuft zu werden. Wie Du mit dem Junker d'ran bist geht mich auch nichts an, außer daß er für uns sorgen hilft. Ich glaube, das ist seine verfluchte Schuldigkeit.

Und ich will ihn daran erinnern. Daß er Deiner Schwester nachstellt, mag Dir verdrüßlich sein, — wenigstens soll's uns nützen; und sind wir erst Mann und Frau, und sitzen fest in Hohendorf, wird sich Alles finden.

Ueber gewisse Dinge läßt sich nicht gut reden; das führt zu nichts. Die Hauptsache bleibt, daß Du mit Ehren unter die Haube kommst, daß wir ein Paar werden, daß ich Revierjäger bin, daß ich Dich heimführe, daß Dein Vater seinen letzten Willen, wie er jetzt steht und liegt, wirklich den letzten sein läßt. Dafür giebt's nur eine Hülfe."

„Und die wäre?" fragte Regina.

„Du gehst hin, aber heute noch, und entdeckst ihm, Du seist Mutter, Dein Kind brauche einen Vater, Du einen Gatten, die Schultisei einen rechtmäßigen Schwiegersohn."

Diesen Vorschlag that Wenzel mit aller Heftigkeit eines Menschen, der auf noch heftigeren Widerspruch gefaßt, dem Ausbruch desselben gewissermaßen den Vorrang abgewinnen will. Doch er hatte sich getäuscht. Regina nahm das Abscheuliche ohne Abscheu auf. Ueberrascht war sie, weniger jedoch weil sie sich davor entsetzt hätte, als weil sie nach einem Anknüpfungspunkte für ihre eigenen Pläne und Absichten suchte. Ein solcher schien bald gefunden.

„Ich gehe," sagte sie; „heute noch; jetzt gleich! Ich

rede mit den Eltern — vielleicht gar mit dem Vater allein. Du sprichst die Wahrheit. Wir müssen heirathen."

Wenzel sah sich außer Stande, seine Verwunderung wegen eines so plötzlich gefaßten Entschlusses darzulegen. Ehe er den Mund geöffnet, hatte sie ihren ganzen Blumenvorrath in's Wasser geworfen und das Ufer des Baches verlassen.

„Die Frauenzimmer sind merkwürdige Geschöpfe," rief er ihr nach.

Siebentes Capitel.

Und was hatte denn Reginen bestimmt, bereitwillig auf einen Plan einzugehen, der sie mit erlogener und eben deshalb mit zweifacher Schande bedrohte? Der ungeduldige Wunsch, aus ihren täglich drückender werdenden, häuslichen Verhältnissen sich durch Heirath zu befreien, konnte so gewaltsam nicht wirken. Denn ihr Gewinn bei bevorstehendem Tausch, wenn sie dem Vater wirklich seine Zustimmung abzwang, war höchst zweifelhaft. Durfte sie als Wenzel's Eheweib, nach Allem was vorgegangen, einer besseren Zukunft entgegen sehen? Kannte sie ihn nicht schon hinreichend? War er nicht selbst geständig, daß er in ihr die

Erbtochter des Freischulzen, nicht mehr die Geliebte erblickte? Und war er selbst ihr nicht längst gleichgültig? Liebte sie nicht den jungen Baron? Aber darin eben lag der Grund. Verblendet und übermannt von wahnsinniger Leidenschaft stürmte sie erst unkindlich, lieblos, nndankbar in den gebeugten Vater, der einst so stolz auf sie gewesen, mit der Lüge von des grünen Doctors Erfindung. Und als der furchtbare Auftritt vorüber war; als der kranke Mann, von Walburga und Hildegard gestützt, auf sein Lager geleitet, eine schlaflose Nacht in mattem Schweigen zugebracht und am nächsten Morgen traurig gesagt hatte: „Es bleibt nichts übrig, meine Tochter Regine muß den Wenzel Peterka heirathen!" . . . Da schlich das mit ihm und sich selbst entzweite Mädchen auf ihr Zimmer, wo sie mit zitternder Hand die Zeilen kritzelte: „Benno! Ich habe meinen Eltern eingestanden, daß ich mich Mutter fühle. Wenzel soll als Vater gelten und ich sein Weib werden. Du wirst wissen, was zu thun ist." —

Ja, obgleich es ihr längst kein Geheimniß mehr war, daß Benno ihre Schwester mit Anträgen verfolgte, schmeichelten trügerisch-eitle Träume ihr dennoch die Möglichkeit vor, auf diesem Wege eine neue Wendung der Dinge herbeizuführen.

Giebt es denn irgend eine noch so unglaubliche Thorheit, deren zügellose Leidenschaft nicht fähig wäre?

Wer mag ermessen, wozu Reginen's Briefchen den Junker angetrieben, zu welch' außergewöhnlichen Schritten es ihn ermuthigt hätte, wäre Hildegard (wie diese ihm jetzt noch erschien), die Schreiberin gewesen? Von der ihm Gleichgültigen, ihn Belästigenden nahm er es nur als Mahnung auf, bei seinem Vater für Wenzel's Anstellung und Versorgung thätig zu sein. Er gab sich gar nicht mehr die Mühe, zwischen den geschriebenen Worten einen Doppelsinn zu entdecken. Denn um zu verstehen, was die Liebe nur andeutet, muß man selbst noch lieben. Er erinnerte also den Baron an verjährte Versprechungen; rief ihm in's Gedächtniß, wie des jüngeren Peterka Anstellung damals gewissermaßen von Norbert's Erlaubniß zur Heirath abhängig gemacht, wie diese nun erfolgt sei, und wie, — nachdem des Mädchens Vater endlich eingewilligt, des Jägers Herr die Verpflichtung habe, jenes Wort zu lösen und Wenzel'n zum Revierförster in Hohendorf zu ernennen. Er gab dabei zu verstehen, ihm selbst sei es sehr wünschenswerth, daß Regina kopulirt werde, ehe Pfarrer oder Bräutigam Veranlassung fänden, Bedenklichkeiten zu äußern.

„Schlingel," sagte der Freiherr zum Grund, seinen Sohn mit einem Backenstreiche liebkosend, „Du bist doch mein wahres Ebenbild." Sodann ertheilte er dem Oberamtmann Befehl, die Ernennung des Fasanenjäger-Ad-

junkten Wenzel Peterka zum herrschaftlichen Revierjäger in Hohendorf auszufertigen.

Die Hochzeit war erst auf den achtundzwanzigsten September, als Wenzel's Namenstag, angesetzt worden. Der Freischulze jedoch bestand darauf, daß sie schon den siebenten dieses Monats statt finde. Als Regina daraus ein Zeichen der noch immer nicht erloschenen väterlichen Vorliebe für sie herleiten wollte, weil der siebente ja ihr Namenstag sei, der auf solche Weise gefeiert werde, widersprach ihr die Mutter: sie solle sich dergleichen nicht einbilden; die Wahl des bezeichneten Tages rühre von ihr und Hildegard her; der Vater habe lediglich auf Beschleunigung bestanden, weil er es gar nicht erwarten könne, „die Frau Revierförsterin nach Hohendorf abziehen zu sehen, um sie im Schulzenschlössel los zu werden.“

So hatte sich Alles geändert; so sprach Peter Norbert jetzt von seinem „Rex, mein Junge!“ Diese Kunde verhärtete das Herz der Tochter vollends und zwischen ihr und dem Hausherrn ward gar kein Wort mehr gewechselt. Was Letzteren durchaus nicht abhielt, alle Voranstalten treffen zu lassen, und mit bedeutenden Summen zu fördern, für eine Hochzeit, wie sie „des Freischulzen ältester Tochter gebühre.“

Der Freiherr zum Grund wurde als Ehrengast feierlichst eingeladen.

Er entschuldigte sich durch eine auf die ersten Wochen des September festgesetzte, unaufschiebbare Reise zur Residenz und versprach, seinen Sohn als Stellvertreter zu senden. Für die Einrichtung des neuen Revierjägers in Hohendorf war von Seiten des freiherrlichen Wirthschafts-Amtes reichlich gesorgt worden; was viel Neid und nicht wenig üble Nachrede erregte. Wenzel lachte dazu und wiederholte: „Besser verlästert und beneidet, als gelobt und bedauert!"

Bei all' dem war es ein trauriger Hochzeitstag. Der Brautvater stumm und finster; Frau Walburga um ihn besorgt und in kaum zu stillenden Thränen; Wenzel kalt und gleichgültig gegen Reginen, gespannt auf Norbert's leiseste Aeußerung, ob sich daraus errathen lasse, was von einer Aenderung des Testamentes zu fürchten stehe? Dazwischen wieder heimliche Seitenblicke nach Hildegard schießend, die er einem Anderen heute weniger gönnte, als je. Regina endlich zitternd vor Benno's Ankunft, der Gelegenheit finden würde, sich der Schwester zu nähern, und dennoch nichts glühender wünschend, als seine Gegenwart.

Manchmal ist schwer zu begreifen, wie es Menschen auf Erden geben mag, die an einer künftigen Hölle zweifeln, da die Gegenwart schon den Menschen so oft zur Hölle wird, und zwar durch eigene Schuld.

Gleichwohl baut ein sehnsüchtiges, unerfahrenes Kind auf solcher Hölle, die ihm nur wie eine dunkle unerforschliche Höhle erscheint, sich ein Himmelchen auf, worin es selig nistet, ohne zu ahnen, was eigentlich unter ihm vorgeht. So saß Hildegard, festlich geschmückt, mitten im Jammer der Ihrigen, den sie in ihrer halben Unschuld für würdigen Ernst und feierliche Rührung hielt, der Wunderdinge harrend, welche Benno's Erscheinen bringen könne.

Ist es nicht allzuhart, daß der süßeste Irrthum armer junger Mädchen der verderblichste wird? Daß sie oft so schwer zu büßen haben, ein langes Leben hindurch, weil ihre Seele voll Treu' und Glauben, und ihr Herz voll Hoffnung, und ihre Adern voll Blut, nur eine kurze Stunde glaubten und hofften und glühten? —

Die Gäste, denen Norbert und Walburga es an nichts fehlen ließen, haben geschwelgt in Speis' und Trank, wie es denn üblich bei Hochzeitsmahlen. Einige sind wohl auch so weit gegangen, nachdem der Neuvermählten und ihrer Eltern Wohl getrunken war, den neuen Revierjäger Wenzel als künftigen Freischulzen hoch leben zu lassen. Dazu hat Norbert nichts gesagt, nicht Ja, nicht Nein, hat kein freundlich Gesicht gemacht, und kein zorniges; und des Wenzel's Kameraden haben Einer dem Andern zugerufen: „Macht der verfluchte Kerl ein Glück!"

Benno hat bei Tafel seines Vaters Ehrenplatz neben der jungen Frau einnehmen müssen. Rechts neben ihm hat Hildegard gesessen. „Nun sitz' ich zwischen zwei Schwestern," hat er ausgerufen; „nun werd' ich bald auch ein Bräutigam!" — Denn das ist ein alter Volksglaube dort zu Lande.

Wie er dies gesprochen, hat ihn Regina scharf auf den Fuß getreten, und er hat Hildegard mit dem Knie angestoßen, daß diese über und über roth wurde und zitterte. —

Um sieben Uhr Abends ward die Tafel aufgehoben. Der Freischulze hatte darauf bestanden, daß seine Tochter die erste Nacht als junge Frau Peterka in Hohendorf zubringe. Die Gäste zerstreuten sich. Das Fuhrwerk für Wenzel und Reginen harrte ihrer schon. Der Abschied von den Eltern, der Schwester, dem heimathlichen Hause ging flüchtig vorüber; ein Jeder hatte Gründe, sich nicht auszusprechen. Doch zögerte Regina so lange, bis sie den jungen Baron nicht mehr erblickte. Dann bestieg sie den Wagen mit Wenzel'n. Als sie aus dem Hofe des Schulzenschlössels hinausrollten, sagte Peter Norbert dreimal mit dumpfer Stimme, daß es aus seiner hochgewölbten Brust herausklang wie aus einem Grabe: „Fahr' hin! fahr' hin! fahr' hin!" worauf er sich in sein Stübchen verschloß. Frau Walburga machte Ordnung im Hause,

räumte auf mit den Mägden, und fing wieder an, wo sie vor der Trauung aufgehört, recht herzlich zu weinen. Mitten in der Arbeit überkam sie es so heftig, daß sie Alles liegen ließ und hinaufging in ihre Hauskapelle. Auf derselben Stufe vor dem Altare, wo heute das Brautpaar gekniet, warf sie sich auf die Kniee und betete flehentlich für Norbert's Leben. Für Reginen's Glück zu beten, wagte sie fast nicht mehr.

Und Hildegard? Sie weilt im Garten, achtet nicht des kühlen Abends, und zählt die Sternschnuppen, die sich hin und wieder zeigen. Was mag ihr Nachbar doch ihr zugeflüstert haben, ehe er gute Nacht sagte, daß sie eigensinnig den schmalen, grasverwachsenen Fußsteig wandelt, der sich am Zaun des Gartens hinzieht, diesen vom Thiergartenwege trennt? Hat er sie vielleicht bethört, ihn auf dieser Stelle heut' noch zu erwarten?

Ja, so ist's: ihn erwartet sie wirklich, und mit froher Zuversicht. Denn sie weiß nicht, was ihr droht. Sie kennt nicht den Umfang der Gefahr, welche grau und finster wie jene schweren Wolken sich auf ihr Thal herabsenkt. Sie fürchtet nichts Böses. Wie sollte ihr Böses zufügen, den sie so innig liebt? Wie sollte Benno vermögen, ihr Uebles zu thun, mit dem sie es so gut meint? Nur seine zierliche, feine Hand will sie halten, nur sprechen will sie ihn hören, nur den Worten lauschen, die ihr so

fremd klingen, und doch so vertraut; so ganz anders, als in ihrer Umgebung geredet wird; nur ihr blumengeschmücktes Haupt will sie an sein Herz drücken und dessen Schlag fühlen. Ist denn dies Alles etwas Schlimmes?

Doch die Wolken zogen, und der Wind rauschte darin, die Sterne flimmerten, von den Nachbardörfern herüber bebten die Glockentöne der Thurmuhren, Stunden vergingen .... und er blieb aus.

Das letzte Lichtlein verlosch im Schulzenschlössel. Sie war und blieb allein.

Und die Glocken sangen wieder das alte Lied vom Gange der Zeit. Sie zählte Zehn. Jetzt kommt er nicht mehr," seufzte sie, und schickte sich an, in's Haus zu schleichen, da knisterte der Zaun, da brachen dürre Zweige, da schwang sich mit behutsamer Eil' der junge Herr in den Garten. „Ich steh' schon ein ganzes Weilchen auf der Lauer, dicht bei," sprach er fröhlich; „wollte nur abwarten, wie lange Du's aushalten würdest? Also hätt' ich Dich endlich; jetzt wären wir endlich die lästige Regina los, und Deinen verdächtigen Schwager, der Dich mit seinen unheimlichen schwarzen Augen anzünden möchte; sind allein wir Beide, ungestört, haben uns und haben eine ganze Nacht vor uns."

„Eine Nacht, Herr Baron?" fragte sie ängstlich;

„kaum eine Minute. Ich darf nicht säumen. Stand ich doch schon auf dem Sprunge hinein.“

„Das versteht sich, mein Engel. Im feuchten Grase dürfen wir nicht bleiben; Du gar nicht, so leicht bekleidet. Wir steigen in Dein Kämmerchen.“

„Nicht um die Welt, Junker. Die Eltern haben einen leisen Schlaf. Die Vorderthür ist geschlossen und die Hinterthür führt durch Küche und Gesindstube.“

„Sei keine Närrin, wir geh'n auf den Strümpfen. Komm nur!“

„Eher will ich sterben,“ rief sie, und machte sich von ihm los.

Er begriff, daß er jetzt nicht in sie dringen dürfe, wollte er sie nicht einschüchtern. Er gab nach und fügte sich scheinbar.

Dadurch flößte er ihr neues Vertrauen ein. Und als sie abermals von baldiger Trennung sprach, äußerte er nichts mehr dawider. Er sagte ihr Lebewohl, und auf baldiges Wiedersehen auf diesem Platze in früherer Dunkelstunde, und wieder Lebewohl und gute Nacht, und süße Träume! und ob sie denn auch von ihm träumen werde? Und was? Und so meinte sie zu scheiden, während sie zwar Schritt um Schritt machte, aber von ihm gezogen, sich der kleinen hölzernen Gartenlaube näherte, anstatt der Hausthür.

„Das ist der Tummelplatz Eurer Kinderzeit gewesen,“ sagte Benno; nicht wahr, „da habt Ihr Versteck gespielt, und Gras zusammengetragen, Blätter und Blumen? da habt Ihr unreifes Obst aufgeschichtet, wie es von den Bäumen fällt; habt von der Zukunft geträumt; wie es sein wird, wenn Ihr als schöne Mädchen schmucke Liebhaber empfangt, und laßt sie ein.“ ....

Hildegard stand auf der Schwelle des Eingangs. Allerlei durcheinander schwatzend, Ohr und Herz mit Schmeicheleien betäubend, suchte Benno sie in die Laube hineinzudrängen: „Es müsse gar so traulich sein, noch ein Weilchen da drinnen zu plaudern!“

„Es ist ja zu spät,“ klagte Hildegard, ohne Widerstand — — — da vernahmen sie sausendes Geräusch — „hat sich mein Pferd losgerissen?“ rief er — und schon lag er, vom heftigsten Stoße zu Boden geworfen, und der Hirsch nahm einen zweiten Anlauf, dem Daniederliegenden das Geweih in den Leib zu bohren. Hildegard warf sich in Todesangst dazwischen. Der Hirsch ließ sich von ihr zurückhalten, wie durch einen Zauber gefesselt. Sie führte ihn abseits und rief dem Geliebten, als dieser erst wieder fest auf den Füßen stehend, sie versicherte, daß er weiter keinen Schaden genommen, aus der Ferne ein zitterndes: „Auf Wiedersehen!“ zu.

„Womöglich ohne solche Attake,“ brummte Benno.

Und indem er über den Zaun kletterte, bis zu seinem Pferde zu hinken, schwur er mit vielen Flüchen: „Die Bestie dürfe nicht ferner zwischen ihm und seiner Wünsche Erfüllung stehen, sollte er sie mit eigener Hand über den Haufen schießen!“

Achtes Capitel.

Durch Reginens Abwesenheit gestalteten sich die nächstfolgenden Tage beim Freischulzen entschieden besser. Norbert wurde wieder umgänglicher, athmete freier, wie wenn mit dem Anblick der einst so übertrieben begünstigten Tochter ein schwerer Druck von ihm genommen wäre. Gegen Walburga, besonders aber gegen Hildegard zeigte er sich gut und freundlich. Ja, es hatte ganz den Anschein, als solle diese früherhin von ihm fast zurückgesetzte Jüngere die Stelle in und an dem Herzen einnehmen, welches sich durch der Aelteren unkindliches Verfahren leer und arm fühlte. Diese Umwandlung würde Hildegarden höchstlich beglückt haben, wäre sie eingetreten vor des Junkers Heimkehr von Heidelberg. Jetzt trug sie nur bei, das arme Mädchen noch mehr zu verwirren und

ihre Einbildungskraft auf Unmöglichkeiten hinzuleiten, die als solche anzuerkennen außerhalb ihrer beschränkten Welt- und Lebensansichten lag. Wie sie eine Krone, — hätte diese ihr gehört — gern hingegeben für Benno's Hand, so könne auch, wähnte die Arglose, der junge Freiherr seine Ansprüche auf die Zukunft willig hingeben für ihren Besitz? Und wenn ihr Vater, der überall hochgeehrte Freischulze sonst wolle, dann könne sie sehr glücklich werden!

Norbert ahnte nicht im Entferntesten des Mädchens gefährliche Verirrungen. Die wunderbare Verklärung ihrer Blicke, die geheimnißvolle Exstase nahm er für nichts, als für die Rückwirkung seiner väterlichen Zärtlichkeit. Frau Walburga sah wohl schärfer. Eine Mutter ist nicht leicht zu täuschen. Nur war sie bisher auf falscher Fährte gewesen. Sie hatte gewissermaßen den Irrthum Wenzel's getheilt und die jüngere Tochter für Reginen's schüchtern-entsagende Nebenbuhlerin gehalten, die im Hirsche den Geber des Thieres liebe und auszeichne. Doch Hildegard's Betragen kurz vor und während des Hochzeitfestes wies darauf gar nicht hin. Und auffällig wurde der Mutter schon am Tage nachher Hildegard's unverhohlener Groll gegen jenes Geschöpf, dessen Unarten und Angriffe sie so lange entschuldigt hatte, doch nun, ohne besondere bekannte Veranlassung, selbst gefährlich zu nennen anfing. Sonst hatte sie wohl, wenn die Leute über des Hirsches „Grob

heit" klagten, Mägden wie Knechten lachend zugerufen: „So geht ihm aus dem Wege; er mag einmal Niemanden außer mir!" und hatte den Frevler noch gestreichelt. Seit Reginen's Abreise ließ sie ihn gar nicht aus seinem Stalle, besuchte ihn nicht, bekümmerte sich kaum, ob er hinreichend Futter habe? Während Frau Walburga noch grübelte, wodurch dieser vierbeinige, übermüthige Günstling gestürzt worden sei? — denn auf unterschiedliche Fragen hatte sie nur ausweichende Antworten empfangen; — stellte sich der Amtsbote des Grundsteiner Polizei-Distriktes ein, begehrte den Herrn Freischulzen zu sprechen und überreichte diesem eine Zuschrift des Oberamtmanns, welcher zugleich die Functionen eines Distrikts-Kommissairs versah. Nachdem sich der Mann des dienstlichen Auftrages gemessen entledigt — (mit Norbert redete Keiner aus Grundstein gern mehr als nöthig!) — trat er in die Küche, einen Imbiß zu nehmen, den Frau Walburga Jedwedem darbot. Dort erzählte er den „Weibsbildern" vielerlei vom Schlosse; unter Anderem denn auch, daß der gnädige Jungeherr mit dem Pferde gestürzt sei, und einen häßlichen Fall auf den Rücken gethan habe; die rechte Seite wäre braun und blau; der Wundarzt hätte unten im Amte gesagt, es sähe gerade aus, wie wenn den Baron Benno eine Kuh gestoßen? Ob er sich denn vielleicht bisweilen im Stalle herumtreibe? Und dergleichen mehr.

„Das könnte wohl sein," meinten Frau Walburga's Mägde und kicherten so lange, bis es ihnen streng untersagt wurde.

Kaum war der Amtsbote seiner Wege gegangen, so rief Norbert Frau und Tochter zu sich. Er empfing sie ernst und sprach zu Hildegard: „Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, mein liebes Kind, welche Dich wahrscheinlich gar sehr betrüben wird. Doch läßt sich's nicht ändern. Sie schreiben mir von „da drüben" aus ihrer Kanzlei, daß mehrfache Klagen eingelaufen sind wider Deinen Hirsch, daß der wilde Schlingel einzelne Fußgänger überfalle und niederstoße, daß er verhindert werden müsse, größeres Unglück anzurichten, und daß er (wenn ich ihn nicht fest und sicher in meinem Hofraum zu halten wisse) bei nächster Gelegenheit, wo er sich außerhalb betreten lasse, niedergeschossen werden solle. Was beginnen wir mit ihm? Ich kann den Leuten nicht Unrecht geben. Es läuft gegen die Gesetze, solch' unbändiges Vieh!"

Hildegard nahm die Nachricht sehr ruhig auf und zeigte, zu ihrer Eltern Erstaunen, nicht die mindeste Betrübniß. Ohne irgend eine Weigerung ging sie sogleich darauf ein, den Hirsch unschädlich zu machen. „Wie wär' es denn," fragte sie, „wenn wir den Stein des Anstoßes ganz und gar weg und in den Freiherrlichen Thiergarten bräch-

ten? Da würdet Ihr jeder möglichen Verantwortung ledig, dem Thiergartenjäger geschäh' ein Gefallen — und dem Hirsche wohl auch!"

Norbert streichelte und lobte sie: „Du bist ein kluges verständiges Mädchen; das ist ein prächtiger Einfall! Sieh, sieh, bist Du so von selbst darauf gekommen?"

„Wer hätte mir's denn einblasen sollen?" fragte sie erröthend.

„Nun, Deiner Schwester Mann vielleicht; der — Herr Revierjäger Peterka junior," meinte ich.

„O nein," erwiederte sie; „der nicht. Der wird's im Gegentheil sehr übel vermerken; wird's als eine Beleidigung ansehen."

„Das ist mein geringster Kummer," sprach der Freischulze. „Davon lasse auch Du Dich nicht abhalten, und führ' es aus, je eher, desto lieber."

„Heute noch, lieber Vater."

Und sie eilte dem Schuppen zu, wo der Hirsch eingesperrt war. Die Mutter folgte ihr: „Hildegard, der Grundsteiner Amtsbote hat Dir ein Zettelchen zugesteckt; das kam vom Junker. Der ist's gewesen, der Dir den Rath gegeben; und Dein Hirsch ist's gewesen, der ihn gestoßen hat, nicht eine Kuh, wie sie drüben meinen. Gesteh' mir die Wahrheit!"

„Du hast's getroffen," sagte das Mädchen und verschwand hinter der Schuppenthür.

Frau Walburga jedoch ging traurig in's Haus zurück, schlich unbemerkt nach der Kapelle und betete lange. Dann hörten die Mägde, wie sie leise vor sich hinsprach: „O Du mein Gott, sollen sie denn beide verloren sein?"

Aber sie faßte sich wieder, wischte ihre Thränen ab, rüstete sich zur Arbeit und schaffte muthig fort, — denn „der Herr" durfte ihr nicht ansehen, daß sie geweint. —

Der zur Herrschaft Grundstein gehörige Thiergarten liegt eine halbe Stunde weit hinter dem Schulzenschlössel, zwischen Fürstlichen Waldungen und dem Hohendorfer Reviere eingezwängt, eine lange schmale Bergschlucht, für Edelwild wenig geeignet, weil es an lebendigem Wasser und ergiebigem Graswuchse darin mangelt. Er durfte damals schon für die Schöpfung eigensinniger Laune gelten, kam nie in rechten Flor, und ist seitdem wahrscheinlich ganz eingegangen. Zur Zeit, von der wir schreiben, mag er etwa fünfzig Stück beherbergt haben, die schwach genug genährt schienen, obgleich ihnen sogar im Sommer Heu und Hafer zugeführt wurde. Der alte Thiergartenjäger war ein Pfiffikus, der des Barons Eitelkeiten fröhnend, in seinen Tabellen den vierfachen Wildstand aufführte, und die Bürschsteige so geschickt anzulegen wußte, daß sein halbes Hundert hin- und hergetrieben in die Au-

gen fiel, als ob es wirklich zweihundert wären. Freiherr zum Grund war stolzer auf seinen Thiergarten, wie auf irgend etwas ihm Zugehöriges.

Nach diesem entlegenen Winkel begab sich Hildegard mit ihrem Hirsche. Und gewiß hat der mütterliche Scharfblick das Richtige getroffen; denn sie verließ kaum den Rain der letzten zur Schultisei gehörigen Aecker, als Benno den steilen Seitenweg von Hohendorf herab ihr entgegen geritten kam. Der Hirsch gerieth beim Anblick des Reiters in Zorn, und da dessen Pferd vor dem mühsam beschwichtigten, ihm fremden Thiere große Scheu zeigte, so hatten Beide, der Junker und Hildegard, vollauf zu thun, und konnten wenig Worte wechseln.

Der Thiergartenjäger war offenbar schon unterrichtet vom bevorstehenden Zuwachs seiner Herde, denn er empfing die Ankömmlinge am Eingangsthor, welches er jedoch nicht öffnete; sondern ein daneben befindliches Seitenthürchen für Fußgänger, durch welches er die Schulzentochter ihren Sträfling einzuführen bat. Der junge Baron erklärte, dem Schauspiele als außen befindlicher Zuschauer beiwohnen zu wollen.

Die Sache ging anfänglich sehr gut von Statten: sobald der Sohn des Waldes frischen Wald spürte, vergaß er scheinbar seine menschliche Erziehung, flog in drei Sprüngen mitten unter die alten Fichten und stampfte

scharrend das freudig aufgewühlte Moos. Doch sobald nun Hildegard Miene machte, ihn seinen neuen Lebensfreuden zu überlassen, und sich durch's schmale Thürchen hinaus zu stehlen, war er mit zwei noch mächtigeren Sätzen bei ihr und zwängte sich, den Jäger fast danieder rennend, neben ihr durch, — worauf sie dann genöthigt war, mit ihm umzukehren. Dieser Auftritt wiederholte sich unzählige Male. Benno wurde schon ungeduldig. Der Thiergartenjäger fand den Hirsch „klüger als viele Menschen," meinte zuletzt aber doch, bis morgen Früh könnten sie sich nicht zum Narren haben lassen! Darauf bat er den jungen Herrn um Erlaubniß, auf einen Augenblick sich entfernen zu dürfen, schloß die Thüre zwischen Jenem und Hildegard, (ohne zu bedenken, daß er sie dem Sohne seiner „Herrschaft" gleichsam vor der Nase zusperre,) — und brachte von seinem nahe gelegenen Häuschen eine Dachleiter herbei. Auf dieser ließ er das Mädchen, einige hundert Schritte vom Eingangsthore entfernt, auf die Mauer klettern und jenseits empfing sie Benno, der hoch zu Rosse in seinen Armen sie halten und glücklich auf den Boden bringen konnte.

„Das war gerathen," schrie der Jäger von innen. „Der Hirsch ist ganz verblüfft, steht auf dem Flecke wo die Leiter lehnte und glotzt hinauf. — Na, der Hunger wird

ihn schon fortbringen und er soll sich wohl einrichten bei uns! Wohlschlafende Nacht, Euer Gnaden!"

Es fing an zu dunkeln. Benno stieg ab und führte sein Pferd am Zügel hinter sich her. „Nun," sprach er, Hildegard mit der Rechten umfassend, „den Hauptfeind unseres Glückes sind wir los; wenn ich Dich heute Abend in Deiner Gartenlaube finde, geschieht es ohne Gefahr für meine Rippen. Ich danke Dir, daß Du so bereitwillig in meinen Vorschlag eingingst; das ist ein gutes Zeichen, Du willst mich nicht länger schmachten lassen! Nicht wahr?"

Sie gab keine Antwort.

„Woran denkst Du?" fragte er. „Ich will doch nicht hoffen, daß Dir bange ist nach dem boshaften Begleiter, dessen Strafe noch viel zu günstig ausfiel. Für ihn ist der dürre Waldzipfel, den Papa seinen Thiergarten zu schelten beliebt, eine große neue Welt, worin er sich baldigst ein Liebchen suchen wird. Um dieses ringend, mag er an seines Gleichen Kraft und Muth erproben und Dich vergessen. Beleidige mich nicht, indem Du an ihn denkst. — Bist Du um zehn Uhr in der Laube?"

„Nein," sagte sie entschieden; „das darf nicht sein."

Es klang nicht wie Ziererei; eine innerste Ueberzeugung machte sich dabei geltend, und deshalb änderte Benno seinen Plan. Er zog sich von ihr zurück, setzte sich auf's

Pferd, spielte den Beleidigten. So ritt er schweigend neben ihr hin.

Lange hielt sie's nicht aus. Sie reichte ihm die Hand. Er ließ die Zügel sinken. Das Pferd blieb stehen.

„Bist Du wohl schon geritten?" fragte er.

„Als Kind manchmal, wenn die Züge vom Acker heim kamen. Regina oft!"

„Wie wär's: ich nähme Dich vor mir auf den Sattel und wir sprengten davon in die Nacht?"

„Wohin, lieber Benno?"

„Und besuchten Deine Schwester in Hohendorf?"

„Was dächte die Mutter, wenn ich ausbliebe?"

„So bring' ich Dich nach Hause; in zehn Minuten sind wir dort. Versuch's nur einmal!"

Er machte einen Steigbügel frei, neigte sich zu ihr herab, sie weigerte sich und gab dennoch nach, er zog sie an sich, sie hing an seinem Halse, das Pferd wieherte wie vor Freuden und ging in wiegendem Schritte weiter.

„Mit Dir durch die weite Welt!" flüsterte sie und jede Besorgniß war vergessen.

Da stutzte das vorsichtige Pferd. „Was hast Du, Fuchs?" rief der Reiter es an.

Frau Walburga stand vor ihnen am Grenzstein der Feldmark. Unwillig ließ der Junker Hildegarden aus seinem Arme auf den Erdboden hernieder, und da er ein-

sah, daß heute nichts mehr zu erringen sei, zwang er sich zu einigen nichtssagenden Scherzen, die er mehr an die Mutter, als an die Tochter richtete, schlug einen andern Weg ein und trabte davon.

Auf eine lange Strafpredigt gefaßt näherte sich Hildegard ihrer Mutter. Diese, wie wenn sie sich einer schon Geraubten wieder versichern wollte, und sie fest halten, ergriff ihre Hand und zog sie mit sich. Aber sie sprach nicht mit ihr. Erst kurz vor dem Hause ließ sie sich vernehmen: „Deine Schwester hat Euren Vater an den Rand des Grabes gebracht; willst Du ihn vollends hinab stoßen, so fahre fort, wie Du begonnen. Lade den Fluch des Mordes auf Dich.“

„Was hab' ich denn verbrochen, Mutter?“

„Jetzt keine Silbe mehr. Zur Nacht komm' ich in Dein Kämmerlein.“

Das Zwiegespräch daselbst dauerte bis gegen Morgen. Als Hildegard dann zurück blieb, hatte sie ihrer Mutter das Versprechen abgelegt, den jungen Baron nicht mehr allein zu sehen, ihm nicht zu schreiben, keine Botschaft von ihm zu empfangen. Sie hatte es geschworen, schaudernd vor dem Schreckbilde des sterbenden Vaters, welches die Mutter ihr vorgehalten. Dies Bild verließ sie denn auch im bangen Morgenschlummer nicht mehr; doch daneben schob sich ein anderes, welches ihr die eigene Person

zeigte, in Benno's Arm liegend, vom wiehernden Pferde getragen. Beide Bilder vermischten sich im Traum, daß der Leichnam des Freischulzen neben ihr auf ein schnaubendes Roß gebunden, um einen schwarzen Sarg im Kreise jagte — und in dem Sarge lag der, den sie liebte, und winkte ihr. Aber der Leichnam hielt sie fest und ließ sie nicht von sich.

Neuntes Capitel.

Nach dem zuletzt geschilderten heimlichen Zusammentreffen Hildegard's mit Benno hat kein drittes mehr statt gefunden. Was sie der Mutter zugesagt, hat sie gehalten, einige Briefchen aus Grundstein uneröffnet verbrannt (in Gegenwart Frau Walburga's) und den Schulzenhof nicht verlassen; das konnte um so leichter geschehen, weil der Herbst trübe Tage gebracht, die keineswegs aufforderten im Freien verlebt zu werden.

Der junge Baron, nachdem er vergeblich geschrieben, gelaufen, geritten, gewartet und geharrt, war unwillig geworden und ließ die Sache fallen. Daß Hildegard seit jenem Abendritt, den die Mutter gestört, strenger überwacht

werde, fand er natürlich; doch daß sie nicht größere Anstrengungen machte, ihre Wächter zu täuschen, daß sie ihm keine Antwort gab, dadurch fand er seine Eitelkeit verletzt, und bei Jünglingen dieses Schlages trägt Eitelkeit bisweilen den Sieg davon, nicht nur über die Liebe, sondern auch über die Begierde. Er gab die Schulzentochter auf — für's Erste. Das schlechte Wetter mag wohl mit der beleidigten Eitelkeit im Vereine gewirkt haben.

Vater Norbert hatte unterdessen „sehr eingelegt," wie die besorgte Hausfrau es nannte. Auch war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen; jene schroffe, gebieterische Haltung des von seiner Würde durchdrungenen Freischulzen, wie war sie doch gewichen, vor sanfter Nachgiebigkeit und dankbarem Wohlwollen gegen Frau und Tochter. Hildegard mußte stets um ihn sein, ihm vorlesen, mit ihm plaudern, ihn anhören. Er unterrichtete sie, wenn er sich gerade etwas wohler fühlte, von allen Vorrechten — wirklichen, wie eingebildeten; noch bestehenden, wie längst erloschenen, — der Freischultisei; kramte vor ihr sämmtliche darauf bezügliche Urkunden und Pergamente aus; belehrte sie ausführlich über seine Wünsche für die Zukunft; kurz er trieb es so ämsig, daß Walburga mehrmals äußerte: „Wenn die Regina ihn nicht etwa durch einen Enkelsohn versöhnt, so stößt er sein Testament um; das werden wir erleben!"

Außer dem Grame, den beide Eltern, der Vater in sich verschlossen, die Mutter durch einstweilige Herzensergießungen erleichtert, über das Schicksal der verheiratheten Tochter duldeten, fand sich zunächst kein Anlaß zur Klage. Norbert suchte in neubelebender Zärtlichkeit für Hildegard Stärke und Trost; Walburga wähnte deren unglückliche Leidenschaft für den Junker schon besiegt und hoffte, ihr Mann werde „sich noch einmal aufrappeln,“ wenn's nur erst wieder auf den Sommer zuginge! Und Hildegard täuschte sich über ihren eigenen Zustand, erhoben durch getreue Pflichterfüllung.

Desto unerquicklicher sah es in Hohendorf aus. Wenzel genügte zwar seiner Dienstpflicht mit Eifer und Fleiß, doch Erholung und Freude suchte er nicht bei der jungen Frau, sondern außer dem Hause, in Schänken und in schlechter Gesellschaft. Regina, die weiblichen Umgang vermied, weil derjenige, der in ländlicher Abgeschiedenheit zugänglich gewesen wäre, ihr nicht passend schien, blieb auf sich angewiesen, ihre Einsamkeit mit ausgesuchter Selbstquälerei verbitternd. Die einzigen Lichtblicke in dieses trostlose Dasein brachten etwa Benno's seltne Besuche, welche sie aber jedesmal durch eifersüchtigen Groll abkürzte, nur, um dann den Vertriebenen wieder zurück zu wünschen. Jene freche Lüge, zu welcher Wenzel sie veranlaßt, daß dem Freischulzen seine Zustimmung zur Heirath entlockt werde,

und in welche sie eingegangen war, hauptsächlich, um den jungen Freiherrn wieder an sich zu fesseln, mußte nun endlich, — nachdem sie sich bei Letzterem völlig wirkungslos erwiesen, — auch bei Ersterem rückgängig gemacht werden; und das konnte nur durch eine zweite geschehen. Wenzel entschloß sich zu einem Besuche im Schulzenschlössel für diesen Zweck. Doch nicht, bevor er seinen bösen Rathgeber, den grünen Doctor, befragt hatte, ob und wie die Sache am Besten zu machen, und ob nicht doch vielleicht die Unterschiebung eines fremden Kindes zu wagen sei? Die Summe, welche der feile Schurke für seine Hülfsleistung forderte, belief sich zwar sehr hoch, doch würde Wenzel sie aufgetrieben haben, und hätte er (sein Hauptziel: die Beerbung des Schwiegervaters, im Auge) rauben und stehlen müssen. Aber die Ausführung des niederträchtigen und gefahrvollen Planes scheiterte an Reginen's entschiedener Weigerung, aus welcher noch ein Rest besserer Gefühle, ehrenhafter Gesinnung, wie Flämmchen aus der Asche hervorleuchtete. Sie wollte von keinerlei Theilnahme an unwürdiger Täuschung ihrer Eltern mehr hören und gab nur stillschweigend nach, daß der früher gewagte betrügerische Schritt zurückgethan werde; doch ohne ihre persönliche Mitwirkung.

Wenzel ersah sich zu seinem Gange nach dem Schulzenhofe — dem ersten seit seiner Verheirathung — den

Neujahrstag, als an welchem er mit üblichen Glückwünschen klagende Berichte von Reginen's schwankender Gesundheit zu vereinigen, den Vater zu rühren und eine Versöhnung einzuleiten beabsichtigte. Demgemäß trat er bescheiden, fast demüthig auf; entfaltete seine ganze Beredtsamkeit, die Sehnsucht zu schildern, die seine Frau empfände, nach des geliebten Vaters Anblick, setzte weitläufig auseinander, wie tief betrübt sie sei, wegen der diesmal fehlgeschlagenen Aussicht Mutter zu werden, weil sie in dem vorzeitig verlorenen Kinde gleichsam einen Versöhnungsengel erwartet habe. Mitten in ihre jetzigen Leiden lächle nur die Hoffnung auf eine günstigere Zukunft.

Doch Wenzel hatte gut heucheln und schmeicheln; seine schönsten Worte fielen unbeachtet auf den Boden. Walburga weinte wohl verstohlen; — (wann hätte die Gute eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, Thränen zu vergießen?) — Peter Norbert hörte aufmerksam zu und faßte den Sprecher fest in's Auge, wie wenn er ihm in die Brust blicken und darin die Falten und Winkel entdecken wollte, worin ganz andere Empfindungen sich verbargen, als die ausgesprochenen. Hildegard hatte sich gleich bei ihres Schwagers Ankunft entfernt.

Lange hielt dieser die ihn belästigende Maske nicht vor. Da er erst gewahr wurde, daß man ihn durchschaue, entlarvte er sich bald und ging in den ihm angeborenen

Ton über, der dicht an trotzige Zuversicht streifte; als sei es doch im Grunde unmöglich, daß ein Anderer die Freischultisei erben könne, wie der ältesten Tochter Gatte.

Norbert that nicht das Geringste, ihn in dieser Meinung zu stören; zeigte vielmehr ein gewisses Behagen an seines Eidams Kühnheit, welche mit jedem Glase zunahm. Denn daß am Neujahrstage ein Gast in der Schultisei nicht gehörig bewirthet werden sollte, das widersprach jeglichem Herkommen; das vertrug sich nicht mit der Ehre des Schulzenschlössels; — sei dieser Gast auch wirklich des Herrn Freischulzen gehaßter Schwiegersohn.

Seiner Sache gewisser denn je, brach Wenzel auf. Ehe er seiner Frau Eltern aber verließ, begehrte er die „Jungfer Schwägerin" zu sehen, an die er Bestellungen habe. Walburga rieth auf schwesterliche Grüße, und da es ihr eben so lieb war, daß Wenzel (des Junkers Creatur, wie sie ihn nannte) mit Hildegarden nicht heimlich zusammenkomme, so rief sie diese herbei. Doch das Mädchen ließ sich lange bitten, bis es dem Rufe Folge leistete. Auffallen mußte, der Mutter sowohl wie der Tochter, des Vaters gegen die Letztere so plötzlich verändertes Benehmen, welches in seiner fast unfreundlichen Kürze weit mehr an vergangene Zeiten erinnerte, wo „Rex, mein Junge" das Haus beherrschte, als an die Gegenwart und an Hildegard's innigeren Verkehr mit ihm.

Wenzel, nur noch fester bestärkt dadurch, gerieth in die frechste Weinlaune. „Nun, Jungfer Schwägerin,“ redete er sie an, „ich müßte eigentlich mit Euch zürnen, weil Ihr so grausam verfahren seid mit meinem Geschenk ...“

„Ein Geschenk von Euch?“ unterbrach sie ihn.

„Ich dächte doch, daß i ch Euch den Hirsch brachte, der damals freilich noch ein Kälbchen war, der aber von Euren schönen Augen bewacht, zum tüchtigen Kumpan herangewachsen ist; den Ihr sehr lieb hattet, — und der Euch sehr treu war. Treue ist nur noch beim Vieh zu finden, glaubt mir's, Frau Schwiegermutter. — Wie gesagt, Jungfer Schwägerin, ich müßte mit Euch zürnen; der Hirsch hat ein schmählich Ende genommen, und das durch seine Treue. Die Treue ist viehdumm. Der dumme Kerl ist nämlich auf derselben Stelle im Thiergarten stehen geblieben, wo Ihr ihn verlassen hattet, um über die Mauer zu klettern und auf des jungen Barons Reitpferd zu steigen. Stehen geblieben, mit dem Geweih in die Mauer bohrend, weil er Euch folgen wollte. Aber mit dem Kopfe durch die Wand kann nun einmal Niemand, sogar ein Hirsch nicht, vollends wenn die Wand aus dicken Steinen besteht. Da hat er denn gestanden und gebohrt und gescharrt und geweint auch, (denn die Hirsche können auch weinen,) und über seiner Sehnsucht hat der Esel das Wich=

tigste vergessen. Er hat keine Aesung mehr genommen. Nicht ein Blättchen, nicht ein Grashälmchen mehr hat er zu sich genommen. Der Thiergartenjäger hat ihn wohl hundertmal von dem Flecke fortgejagt; kaum wandte er den Rücken, der zweibeinige Esel, so stand der vierbeinige schon wieder in dem Loche, was er sich nach und nach ausgescharrt und gestampft hatte. Und so ist er denn nach und nach immer schwächer geworden und zu guter Letzt haben sie ihn eines Morgens als todtes Aas da liegen gefunden und haben ihn in seinem Sehnsuchtsloche vollends eingescharrt und mit Erde zugedeckt. Ich kam just des Weges vorbei, — hab' mir die Geweihe ausgebeten; wollte sie meiner jungen Frau zum Andenken über's Ehebett nageln. Die meinte hinwiederum, sie gehörten für ihre Jungfer Schwester, als Erbstück vom verstoßenen Liebling. Wär's gefällig, so schick' ich sie herüber?"

Hildegard antwortete auf diesen Antrag nur durch ein verächtliches Schweigen. Frau Walburga zitterte, daß „der Herr" heftig auffahren werde über einige unverschämte Anspielungen, die doch absichtlich gegen Reginen gerichtet schienen.

Nichts davon! Der Freischulze lachte. Nur war es nicht das Lachen eines Mannes, den derber Scherz etwa belustigt. Er lachte wie Einer, der schadenfroh heim-

liche Gedanken verfolgt, an denen er sich desto mehr labt, je weiter entfernt der Andere davon ist, sie zu errathen.

„Behaltet die Geweihe nur, Herr Peterka junior, — (anders nannte er seinen Eidam nie!) — Ihr habt sie ja schwer genug im Gefängnisse abgesessen; damit Ihr doch etwas von jener kühnen That aufzuweisen habt, — Ihr müßtet denn meine älteste Tochter als Ersatz betrachten für all' Eure Beschwer. Uebrigens wünsche ich wohl zu leben und daß das neue Jahr den Hohendorfern recht viel Neues und Gutes bringen möge! Jetzt macht Euch auf den Heimweg, die junge Frau ängstigt sich sonst, Ihr könntet im Schnee stecken geblieben sein, oder sonst wo?"

Wenzel kehrte an der Thür wieder um: „Wollt Ihr uns denn nicht einmal die Ehre und das Glück Eurer Anwesenheit gönnen?"

„Wenn meine Frau nach ihr sehen will, so mag sie's thun," sagte Norbert. „Ich komme nicht zu Euch. Verlasse überhaupt mein Haus nur selten, und wenn ich's doch einmal wagen muß, thut mir's nicht gut. Vor etlichen Tagen war ich in der Kreisstadt bei Gerichte, dafür hab' ich drei Nächte hindurch gebüßt. Laßt mich jetzt in meiner Ruhe!"

Frau Walburga gab Reginen's Ehemann das Geleite und erkundigte sich draußen mit weiblicher Gewissenhaftigkeit nach vielerlei kleinen Umständen, die sie in Nor-

bert's Gegenwart nicht zur Sprache bringen wollte. Ihr war von jeher die ältere Tochter ziemlich fremd gewesen, hatte ihr auch durch den Einfluß auf des Vaters Launen und durch eigene Widersetzlichkeit schweren Kummer bereitet. Jetzt aber, wo sie eben nicht glücklich und vom Vater halb und halb verstoßen war, machten sich die Regungen des Mutterherzens wieder geltend.

Wenzel hatte die schwierige Aufgabe, über Dinge Auskunft zu geben, von denen er nichts wußte, die er gleichsam seiner Hauptlüge nacherfinden sollte und denen die erfahrene Hausfrau und Mutter sehr bald auf die Sprünge kam. „Gott erbarme sich," rief sie mitten im Gespräch aus, „so ist wohl Alles „erfunden und erlogen," Alles mit einander und mein armer kranker „Herr" hat doch recht, wenn er behauptet, Ihr spielt falsches Spiel und nichts von Eurer ganzen Wirthschaft wissen will! Geht, Herr Revierjäger, geht Eurer Wege und bindet einer Anderen Eure Mährchen auf!"

„Das war ein schlechter Neujahrsgruß," brummte Wenzel unterwegs, „den ich mir bei meinen herzlieben Schwiegereltern abgeholt habe. Verschlüge eigentlich nichts, denn was liegt mir im Grunde daran, ob unser Verkehr mit ihnen vor den Leuten zusammengeflickt ist oder nicht. Nur, daß der Alte in der Stadt gewesen sein will, — bei Gerichte, — das gefällt mir nicht. Was hat er beim

Kreisgerichte zu thun, wenn er nicht ein neues Testament deponiren wollte? Und er lachte etliche Male so höhnisch auf mich. . . . Donnerwetter, das muß ich erfahren. Ob's erst im Werke ist? . . . Ob man noch Zeit hat, dazwischen zu fahren, im Guten oder im Bösen? — Wenn's aber schon geschehen wäre? — Ei was, ist's geschehen, so läßt sich's auch wieder rückgängig machen. Wer das erste Testament umstieß, kann auch das zweite umstoßen und das erste wieder herstellen. Jungfer Hildegard hat kein gutes Gewissen, zieht sich zurück, zeigt sich nicht, spielt die Erbschleicherin auf unsere Kosten! Gemach, Jungfer Schwägerin! Mit Dir nehm' ich's noch auf! Bist noch lange nicht dem hagern, allweisen Herrn Freischulzen so tief in's Herz gewachsen, wie „Rex sein Junge" ihm war! Weshalb sollte man Dich nicht auch herausreißen können, wenn man's richtig anfängt? Hab' ich Dich doch aus meinem Herzen gerissen! Junker Benno, jetzt ist die Reihe an Ihnen; jetzt schieb' ich Sie vor. Und wenn alle Stricke reißen, hab' ich auch noch den grünen Doctor!"

Zehntes Capitel.

Nach Hohendorf führt ein tiefer Hohlweg, ausgefahren, schmal, düster, von wildem Dornengestrüpp hoch überwachsen. Durch diesen schleppte sich an jenem Abende des ersten Januar bei dichter Finsterniß und wirbelndem Gestöber, die Stiefeln schwer von weichgeballten Schneeklumpen, in übelster, verdrossenster Stimmung der Revierjäger Wenzel Peterka. Die Nacht hatte ihn überrascht. Als er die Schultisei verließ, zog das dicke Gewölk stürmend herauf und plötzlich war der ganze Wintersternenhimmel verhüllt, daß er schier die Richtung verloren und sich auf hundertmal betretenen Pfaden fast verirrt hätte. Das Wetter paßte gewissermaßen zu seinen garstigen Gedanken, die in ihm stürmten und tobten, wie der Nordwind in den Wolken, sich hin und wieder mit abgerissenen Fluchwörtern Bahn machten. Auf eines dieser letztern erscholl aus einem dicken Wachholdergebüsch über dem Hohlwege eine passende Antwort. Der grüne Doctor hatte dort in einer förmlichen Schneehöhle gelegen und seit länger als einer Stunde den Revierjäger geduldig erwartet.

„Ihr seid," rief er ihm zu, „an ein stolzes und hartes Weibsstück verheirathet, Herr Peterka! Ich bat um

Unterkunft für diese Nacht, die sogar mir zu arg wird; doch wurde mir die Thüre nicht aufgethan und ich wurde mit einem kurzen Nein abgefertigt, wie der gemeinste Bettler. Hoffentlich sind die Entdeckungen, die Ihr im Schulzenschlössel gemacht habt, von der Art, daß sie den Uebermuth der gestrengen Frau Regina rechtfertigen?"

„Ihr thut ihr Unrecht, grüner Doctor; weder aus Uebermuth, noch weil es ihr an Mitleid fehlte, wies sie Euch von der Thür; sie fürchtet sich vor Euch, und wollte Euch nicht einlassen, weil sie mit der Magd allein im Hause war. Kehrt mit mir um, so sollt Ihr sehen, daß sie Euch kein böses Gesicht macht, sondern Euch willig Speise und Trank vorsetzt. Es ist mir lieb, daß ich Euch hier antraf: wir haben wichtige Sachen mitsammen zu besprechen; höchst wichtige."

„Das konnt' ich mir denken, Musje Wenzel. Deshalb macht' ich mir mein Lager im Schnee, wie der älteste Waldhase und wäre nicht gewichen von hier, hätten Euch die guten Schwiegereltern und die schöne Schwägerin flux festgehalten bis nach Mitternacht. Habt Ihr Euch recht mühsam losgerissen? Sicher wäret Ihr noch nicht hier, riefe nicht die Zärtlichkeit des jungen Ehemannes Euch heim."

„Schwatzt keinen Unsinn, und wenn Ihr nichts Klü-

geres zu reden wißt, haltet lieber Euer Maul zu; Ihr müßtet denn durstig sein auf Schneeflocken."

„Durstig bin ich gewiß, aber auf etwas Wärmendes, und ich hoffe, Ihr habt so viel Gewalt zu Hause, daß Ihr mir einen Topf heißen Wassers, ein halb Pfund Zucker und ein Fläschchen Branntwein vorsetzen dürft? Es wird jedoch Schwierigkeiten machen, denn, unter uns gesagt: Frau Regina wird sich Eurer Heimkehr nicht besonders erfreuen; sie ist nicht allein. Der junge Baron ist da. Kam bald nach mir. Den hat sie eingelassen, — wahrscheinlich nur aus Furcht vor mir!"

„Das freut mich!" rief Wenzel aus.

„Sieh' da, es freut Euch? Nun, dann freut's mich ebenfalls, daß Ihr Euch geberdet, wie ein solider Ehemann, der sich auf die abgeschmackten Eifersüchteleien gar nicht einläßt, und seinen Vortheil höher zu schätzen versteht, als die närrische Eitelkeit! Das ist die einzige Art und Weise, in unserer verderbten Zeit vorwärts zu kommen und wennn Ihr dabei ausharrt, bringt Ihr's wohl noch bis zum Oberförster."

„Ich denk' es weiter zu bringen. Die Freischultisei ist mir lieber, wie der höchste Forstamtsposten auf Grundstein."

„Ja, wenn Ihr die in Aussicht habt, da könnt Ihr lachen. Also seid Ihr heute damit auf's Reine gekommen

beim alten Herrn? Dann gratulir' ich, das ist ein gesundes Prost Neujahr. Ueberrascht mich, überrascht mich gewaltig. Hatte einen ganz andern Wind in der Nase."

„Wie so?"

„Wie so? Einen kontrairen Wind nämlich."

„Was wollt Ihr damit?"

„Nun, daß Seine Hoheit auf Schloß und Land Scultetia vor etlichen Tagen im Städtel war —"

„Wißt Ihr das auch schon?

„Daß er daselbst sein Testament zurückgenommen —"

„Also wirklich?"

„Daß er ein neues deponirt hat —"

„Donnerwetter!"

„In optima forma, wie mein verstorbener Vater der Winkelkonsulent gern sagte." —

„Alter boshafter Schurke!"

„Wer wird solche Ausdrücke gebrauchen, Herr Revierjäger, gegen den Vater einer geliebten Gattin? Einer Gattin, die ihrem Erzeuger mehr galt, als Alles auf Erden, bis —"

„Bis sie sich mit mir verplemperte."

„Seitdem scheint Jungfer Hildegard im Preise gestiegen!"

„Grüner Doctor, das geht nicht so. Da widersetzen wir uns."

„Ich wollte, wir säßen schon; denn das Gehen wird mit jedem Schritte beschwerlicher für Einen, dessen Stiefeln defekt sind. Bei einem Glase Grog wollen wir das Ding schärfer in Augenschein nehmen! O seht, hier schimmert schon ein tröstlich Lichtlein durch die Guckäugelein Eures Fensterladens. Wir haben das Schlimmste überstanden."

„Still! Seid stumm. Stellt Euch neben mich, hier unter's Vordach. Wir wollen lauschen, was die Zwei verhandeln!"

Der junge Freiherr zum Grund saß breit und faul auf dem Ledersessel, der aus dem Schulzenschlössel, unter anderen Ausstattungsstücken, mit nach Hohendorf gebracht worden war. Regina ging hastigen, kurzen Schrittes, die Arme übereinander gelegt, im Zimmer auf und ab. Beide schwiegen für's Erste. Ihr Schweigen glich der Pause, die bei heftigen Gewittern oft statt findet, wenn das erste ausgetobt hat und das zweite noch nicht ganz herauf gezogen ist.

„Du hast in Deiner Eltern Hause," hub Benno an, — und das war gleichsam der Vorbote des zweiten Unwetters, — „nicht umsonst „der Junge" geheißen. Wer Dich so gehen sieht, die Arme gekreuzt, die Lippen eingekniffen, die Stirn voll düsterer Falten, ist sehr geneigt anzunehmen, Du seiest des Herrn Freischulzen erstgeborener Sohn, dem es beliebte, sich zur Feier des Neujahrstages

zu maskiren, und als Mädel zu erscheinen. Verdammt wenig Weibliches ist an Dir!"

„Dafür ist denn wieder desto mehr Weibisches an manchen jungen Herren. Weil Sie gerade vom Maskiren sprechen, Benno, — wollen Sie einmal versuchen, wie Sie sich in Mädchentracht ausnehmen würden?"

„Ich danke Dir. Ich empfinde nicht die mindeste Lust, mich zu verkleiden, oder sonst zu verstellen. Auch versteh' ich nicht, was Du mit dem „Weibischen" meinst. Du solltest, denk' ich, am Besten wissen, daß ich nichts davon an mir habe?"

„Auch nicht die Unbeständigkeit?"

„Das ist 'was Anderes! Unbeständig in Liebesavantüren kann auch der männlichste Mann sein. Aber wenn dieser Vorwurf mich einigermaßen trifft, und wenn Du selbst halb und halb berechtigt bist, ihn mir zu machen, so mußt Du daneben eingestehen, daß ich Ausdauer besitze in dem, was ich mir einmal vorgenommen, zu erringen. Hildegard ist dafür ein lebendiges Beispiel. Ich will, daß sie mein sei, und sie wird mir zufallen — und sie muß! Ja, sogar dann, wenn Du alberner Weise fortfahren solltest, meinen Absichten hinderlich zu sein."

„Verlangen Sie vielleicht, daß ich sie förd're? Daß ich behülflich sei, meine leibliche Schwester zu verderben?"

„Du würdest mit innigem Vergnügen dazu beitragen,

aus vielfachen, leicht begreiflichen Gründen, wenn Du Dir nicht unglücklicherweise in den eigensinnigen Kopf gesetzt hättest, mich noch immer zu lieben und wenn ich es nicht gerade wäre, der Hildegard begehrt. Dir und Deinem habsüchtigen Wenzel könnte gar nichts wünschenswerther sein, als Diejenige, die Dich beim Herrn Freischulzen ausgestochen hat, in seiner Meinung herabzusetzen. Denn so bald sie sich vergeht, wie Du es gethan, steht Ihr Beide gleich tief bei ihm und dadurch hebst Du Dich wieder. Das ist klar. Nur, daß Deine Eifersucht mächtiger wirkt, als die Berechnung. Mit Deinem vortrefflichen Gatten steht es anders. Der hat mehr Einsicht, ist klüger. An diesen will ich mich wenden. Ihn zu erwarten, bleib' ich jetzt hier, magst Du mir noch so drohende Blicke zuwerfen. Ich will endlich zum Ziele kommen. Will mich nicht länger hinhalten lassen. Auch durch schlaue Erfindungen nicht, wie jene war, die Du mir zum Besten gegeben, meine bevorstehende Vaterschaft betreffend. Du wolltest mich dadurch verblüffen. Du wirst bemerkt haben, daß ich nicht so „weibisch" war, mich verblüffen zu lassen. Erfinde künftig was Du willst und kannst, wenn es von Dir kommt, halt' ich's für Lüge!"

„Das ist ungerecht, das ist schändlich von Ihnen! Ich lüge nie; jene Erfindung rührte von Wenzel her, und ich habe mich verleiten lassen, sie zu benutzen. Es war

das erste Mal und wird das letzte Mal sein. Von mir werden Sie nur noch Wahrheit hören. Und deshalb erkläre ich Ihnen jetzt, daß ich lieber sterbe —"

„Halt inne, mit solchen leeren Schwüren," rief ihr Mann, sie unterbrechend, indem er an den Fensterladen schlug.

Benno fuhr vom Lehnstuhl auf: „Wir sind behorcht!"

„Es ist nur der den Sie erwarten; ich gehe, ihm die Thüre zu öffnen."

Gleich darauf trat der Revierjäger in's Zimmer. Regina folgte ihm, und während Jener Pelzmütze, Jagdtasche, Gewehr ablegte und sich den Schnee aus den Augen wischte, flüsterte sie dem Junker leise zu: „Vorsicht! Er ist nicht allein, er hat den grünen Doctor mitgebracht!"

Mit einer Mischung von zuvorkommender Unterwürfigkeit und höhnischer Herausforderung begrüßte Wenzel den Sohn seines Brodherrn. Dieser, stutzig gemacht durch Reginen's heimliche Nachricht, blieb zurückhaltend und schweigsam, auch dann noch, als der Jäger zu verstehen gab, er sei gern bereit, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und Hildegard „demüthigen" zu helfen. Benno erwiederte nur halblaut: es sei eines Freiherrn zum Grund unwürdig, Vertraute zu haben, die sich übelberüchtigte Helfershelfer in Nacht und Nebel aufläsen, und für solche Beihülfe müsse er danken.

„Hat er den grünen Doctor gerochen?" fragte Wenzel sich selbst und setzte dann hinzu: „Baron Benno, Nebel kann man das eigentlich nicht nennen, was sich jetzt draußen in der Nacht begiebt. Seitdem Sie hier bei meiner Frau sitzen und sich mit ihr zanken, necken, auch dazwischen wieder vertragen, — denn, was sich neckt das liebt sich! — seitdem ist das Wetter teufelmäßig geworden. Es muß Einer wirklich solche Sehnsucht nach seiner Hütte und nach seinem schönen, getreuen Weibchen haben, wie ich, wenn er sich da durchschlagen soll, gleich mir. Sonst wagt sich kein Hund hinaus. Der Einzige der bei solchem Schneesturme im Freien anzutreffen wäre, den hab' ich angetroffen; das heißt: Der hat in einer weichen Vertiefung unter'm Wachholdergebüsch auf mich gewartet, wie Eure Freiherrliche Gnaden hier unter'm Myrthengebüsch beglückter Häuslichkeit auf Ihren unterthänigen Knecht zu warten sich herabließen. Und weil Sie heute zum neuen Jahre einmal im gnädigen Herablassen begriffen sind; und weil der grüne Doctor der Vertraute Ihres Vertrauten ist; und weil weder für Sie, noch für den armen Hund eine Möglichkeit vorhanden, sich Bahn zu machen vor Tages Anbruch, — so denk' ich, wir Vertraute setzen uns zusammen und fügen uns in's Unvermeidliche. Sie befehlen meiner Frau, daß sie einen warmen Punsch braue, erlauben Ihrem Vertrauten und seinem Vertrauten, daß beide

mittrinken dürfen, und hören dabei unsere Vorschläge. Mitgefangen, mitgehangen heißt es; doch davon haben der Herr Baron nichts zu befürchten. Brauchen ja nur zu hören, und zu schweigen, können auch meinethalb in jener Ecke Ihre Gespräche mit Reginen fortsetzen, ohne sich um die unsrigen zu bekümmern. Mir ist's bloß darum zu thun, daß der Grüne hereinkommen darf. Ist er gleich in Ihren Augen ein Hund, — bei solchem Wetter läßt man auch die Hunde ein."

Benno hatte sich, längst bevor Wenzel seine lange, spöttisch vorgetragene Anrede schloß, wieder in den Lehnsessel geworfen, und sagte nun gähnend: „Gegen die Elemente giebt es keinen Widerstand. Ich bleibe und muß noch dankbar sein, daß Du mir nicht die Thüre wiesest. In seinem Hause ist ein Jeder Herr. Gebrauche Dein Hausrecht, lasse zu, wen Du willst. Dem Oberamtmann und dem Oberförster werde ich's nicht erzählen, von was für einer Sorte Deine guten Brüder sind, und mir kann's höchst gleichgültig sein. Uebrigens nimm Dich für die Zukunft wohl in Acht; denn der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht!" —

Regina vollzog ohne Widerspruch die Aufträge ihres Mannes. Als eine große Masse dampfenden Gebräues auf dem Tische stand, legte sie sich in ihren Kleidern auf's Bette, wo sie, gleich Benno im Sessel, bald zu entschlum-

mern schien. Wenzel saß mit dem grünen Doktor beim Punsche. Sie tranken fleißig, qualmten aus kurzen Tabakspfeifen und führten höchst absonderliche Gespräche in einem Tone, den der Hauswirth zuerst angeschlagen, in welchen sein unheimlicher Gast mit augenblicklichem Verständniß eingegangen war. Sie gaben sich nämlich den Anschein, geheimnißvoll zu verhandeln, was den andern Beiden verborgen bleiben sollte; redeten aber dabei so verständlich, daß Jenen keine Sylbe verloren gehen konnte; sogar dann nicht, wenn Jene im halben Schlafe gelegen hätten, — woran jedoch Beide stark zweifelten, und zwar mit vollem Rechte. Und weil sie durch den bläulichen Tabaksqualm, der in schweren Wolken die trübselig flakkernde Lampe umdusterte, vor scharfer Beobachtung ihres Mienenspieles gedeckt waren, durften sie durch gegenseitige Winke und Zeichen im Einverständnisse bleiben. Die verfänglichen Fragen, welche Wenzel dem sogenannten alten Hexenmeister vorlegte, führten Letzteren auf noch verfänglichere Geständnisse aus den Mysterien seiner schwarzen Kunst. An hellem Tage, unter blauem Himmel, im Geräusch des gewöhnlichen Lebens möchte sich das Meiste davon wie die Prahlerei eines gemeinen Charlatans ausgenommen haben. In dieser Umgebung, zur Mitternachtsstunde, umheult vom Schneesturm, der draußen seine letzten gewaltigen Seufzer ausstieß, machte sich's

ganz anders; und sogar der skeptische junge Revierjäger empfand ein unwiderstehliches Gruseln, als der grüne Doctor von einem Tränklein erzählte, welches er zu bereiten gelernt habe — mit Gefahr seines Lebens! — und welchem Niemand gewachsen sei, der einmal davon geschluckt. „Er und Sie," keuchte er aus hohler Brust, „Er und Sie müssen den Saft trinken, gleichviel in welcher Mischung er ihnen beigebracht werde! Haben sie ihn einmal im Leibe, das weiß ich aus Erfahrung, dann gehört sie ihm, trotz Eltern, Verwandten, Gittern, Schlössern, Riegeln, Kettenhunden und eigenen Grundsätzen. Sie läuft ihm nach und wirft sich ihm an den Hals, müßte sie schon durch den Schornstein hinaus steigen! Probatum est! Nur ein schlimmer Uebelstand ist dabei, über den sich recht heiße Liebe doch leichthinwegsetzt: Die Kinder, die etwa aus solcher Verbindung entspringen, sind meistentheils Krüppel; aber zum Glücke sterben sie gewöhnlich — und dann werden sie ja sogleich Engel! Das ist wieder ein tröstliches Bewußtsein!" Er belegte diese Behauptung durch verschiedene Beispiele, die er sogar mit Nennung hochtönender Namen bekräftigte, und verstand seinen Erzählungen eine Farbe und Gluth zu geben, deren man den alten Sünder gar nicht mehr fähig gehalten hätte.

Benno warf sich, als ob er unruhig schliefe, im Lehnstuhle hin und her.

Wenzel nickte dem Erzähler aufmunternd zu, er möge fortfahren.

Der grüne Doctor wurde nicht müde. So lange Punsch vorhanden, feuchtete er sich damit an. Auch die kalte Neige schlürfte er noch gierig aus. Dann suchte er im Speiseschranke nach etwa noch vorhandenem gebrannten Wasser. Und als auch dieser Vorrath geleert war, fand er es passend, sich zu entfernen. „Es ist besser für Euch, Herr Peterka, wie für mich, wenn ich dies Jägerhaus und Euer Hohendörflein verlasse, bevor noch der zweite Januar seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Er wird hell und klar werden, besagter zweiter Tag im neuen Jahre. Das Wetter hatte schon um ein Uhr ausgetobt; der Schnee ist gefroren; jetzt werd' ich darüber hingleiten wie über einen Spiegel, wenn Ihr vorher die Freundschaft haben wollt, mir mit ein paar gesunden Stiefeln auszuhelfen. Ich bringe sie Euch zurück, als ehrlicher Mann, sobald ich sie durchgelaufen habe, wie meine gegenwärtigen, die ich Euch einstweilen zum Unterpfande hier lasse."

Wenzel suchte ein paar Stiefeln hervor. Unterdessen war Regina rasch von ihrem Lager geglitten und erwartete den Neubeschuhten an der Hausthür. Ehe sie ihm öffnete, fragte sie mit stockender Stimme: „Grüner Doctor, gilt es auch von Ihm, was von Ihr gilt, wie Ihr

spracht, daß Er so wenig von Ihr lassen kann, wie Sie von Ihm, wenn Beide den Trank genommen?" Und sie begleitete die Frage mit einigen Geldstücken, die sie ihm in die Hand drückte.

„Das versteht sich von selbst," sprach er feierlich; „keine geheimnißvolle Naturkraft wirkt einseitig. Wißt Ihr denn nicht, Frau Regina, daß der Urmensch aus zwei Hälften besteht, die einander suchen, als zwei getrennte Geschlechter, um wieder Eines zu werden? Der Trank vereint sie auf ewig! Gott befohlen."

Und er schien wirklich dahin zu gleiten, wie er's vorher gesagt, über den gefrorenen Schnee.

Während Regina ein Frühstück für den vornehmen Gast bereitete, sprach Benno sehr angelegentlich und leise mit Wenzel.

Es war beinahe voller Tag, da der Junker das Jägerhaus verließ.

Elftes Capitel.

Nicht allein im Hofe des Freischulzen, auch in sämmtlichen umliegenden Vorwerken und Nachbardörfern, bis nach

Grundstein hinüber machte es großes Aufsehen, daß Peter Norbert, der Allbekannte bettlägerig sei! Krank nannten sie ihn ja längst. Seit Jahren schon hieß er „der kranke Freischulze," wie er in früherer Zeit „der reiche," auch hier und da „der stolze" geheißen. Der „bettlägrige" war etwas ganz Unerwartetes. Diesen Mann nachgeben zu sehen, irgend einer Gewalt, schien unerklärlich. Man hatte gewähnt, er verstehe auch dem Himmel zu trotzen. Denn daß ihm ein hartes Geschick seine Einwilligung zu Reginen's Verheirathung abgezwungen, ahnte Niemand, der nicht zur Familie gehörte. Und der Einzige, der außer dieser darum wußte, hatte ja nur seinem Vater davon gesprochen. Sonst herrschte überall die Meinung vor, es stecke ein geheim gehaltener Vertrag dahinter, vermöge dessen die Schultisei über kurz oder lang dennoch an den Baron verkauft werden solle.

Norbert lag nun ernstlich danieder; Frau Walburga nahm für entschieden an, daß er nicht mehr aufstehen werde; „denn," sagte sie, „wenn der zugiebt, daß er sich nicht mehr aufrecht halten kann, daß er Pflege braucht, hernach geht es auf die Neige mit ihm."

Aus dieser, von aufrichtigster Trauer eines ergebenen Weibes zeugenden Aeußerung, drang darum nicht minder die tröstliche Zuversicht, sie werde nun endlich doch einmal jene schmerzlindernde Genugthuung genießen, in Person

die Vorrechte einer Krankenpflegerin an dem Manne zu prüfen, der bisher Allem was weibliche Sorgfalt mit liebender Tyrannei gebietet, unzugänglich geblieben war. Ihr Schmerz über den Verlust „des Herrn" war sehr groß; aber die stille Freude, ihn gehorchen zu sehen, und anordnen zu dürfen, was ihm heilsam sei, wäre auch nicht klein gewesen. Leider ward sie ihr im Entstehen geraubt. Kaum hatte sie Anstalten getroffen, sich im Krankenzimmer häuslich einzurichten, und ihre fliegende Apotheke neben seinem Bette aufzuschlagen, als er ihr schon mit gewohnter Entschiedenheit befahl, das Feld zu räumen. Sie dürfe," sagte er, „nicht daran denken, die Wirthschaft zu versäumen, jetzt, wo er fehle und ihre Aufsicht zwiefach unentbehrlich sei. Scheuer, Stallungen, Tenne, kurz alle Plätze, wo das Gesinde über Winter beschäftigt wird, könnten die Frau nicht entbehren, so lange der Herr im Bette weile; und Haus und Küche wollten ebenfalls bestellt sein. Sie möge ihm nur die Hildegard schicken: mit dieser werde er sich einrichten!"

Dagegen galt kein Appell. Was „der Herr" befohlen, hatte im Schulzenschlössel von jeher unumstößliches Gewicht gehabt. Die Mutter wich ihrer Tochter und schärfte der Beneideten alle Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten umständlich ein.

Für Hildegard wurde das schwierige und wichtige

Amt eine wahre Wohlthat. Es entzog sie den beunruhigenden Kämpfen, die ein entsagendes, zurückgezogenes Mädchen fast aufreiben, so lange keine Gegenwirkung von Außen Zerstreuung bringt. An dieser mangelte es ihr nun nicht mehr. Ein Mann wie Norbert ist ein ungeduldiger Kranker, der viel zu schaffen macht, und weil er keine Ruhe findet, sie auch Andern nicht läßt. Hildegard bekam so viel mit ihm zu thun, daß sie sich bald vergaß und den Junker dazu. Sie lebte nur noch in ihrem Vater. Die häufig wiederholte Klage der Mutter, daß es Reginen's Leichtsinn sei, der den noch kräftigen Mann auf's Sterbebette geworfen, erweckte in Hildegard's Brust Empfindungen der Wehmuth und Reue. Ihr Gewissen mahnte sie an ihre eigene Schuld, rief ihr in's Gedächtniß, wie nahe sie daran gewesen, sich eben so weit zu vergessen, und daß sie nur einer günstigen Fügung, nicht ihrem freien reinen Willen die Rettung verdanke. Der Anblick des leidenden Vaters gewann ihr eine Zärtlichkeit für Diesen ab, die sie bisher nicht so warm und lebendig im Herzen genährt. Benno's Bild trat dagegen in den Hintergrund. Die kindliche Liebe siegte über jede andere Neigung. Es kam ein neuer Friede über sie. Nach und nach theilte sich der Segen desselben auch dem Kranken mit. Wenn Walburga sich auf Augenblicke von ihren Beschäftigungen wegstahl, um einen Blick in das ihr verbotene

Heiligthum zu thun, fand sie die Tochter, des Vaters Hand haltend, neben dem Lager sitzend, sein sanftes Lächeln dankbar erwiedernd, Beide still, zufrieden, ergeben. „Gott verzeih 'mir die Sünde," sprach sie dann draußen zu den Mädchen," so gütig war der Herr in seinem ganzen Leben nicht; so huldvoll hat er mich niemals angesehen, auch nicht da ich noch jung war und hübsch. Ist das Mädel glücklich!"

Die Nachricht von des Freischulzen ernstlicher Krankheit war natürlich auch bis nach Hohendorf erschollen. Regina machte sich auf den Weg, ihren Vater „vor seinem Tode noch zu sehen." Wenzel zeigte nicht die geringste Lust, sie zu begleiten; „denn," meinte er, „jetzo kann's doch zu nichts mehr führen, und was einmal geschrieben ist, das ist geschrieben. Da bleibt nichts übrig, als abzuwarten, bis die Zeit kommt, wo man auftritt. Für's Erste läßt sich gar nichts thun."

Als Regina im Vaterhause erschien, und sich zuerst an ihre Mutter wendete, versicherte diese, sie wage nicht dem Herrn zu melden, wer ihn sehen wolle. Das müsse durch die Hildegard gehen, die Alles bei ihm gelte! Hildegard wurde herausgerufen und übernahm willig die schwierige Vermittelung. Da zeigte sich denn erst recht, wie nahe sie dem Vater stand, der sie in vergangenen Jahren so fern von sich gehalten. Es gelang ihr, der Schwester Eingang in's Krankenzimmer zu erbitten. Regina hatte

wahrscheinlich selbst daran gezweifelt; sie verhehlte weder ihr Erstaunen, noch den Groll, welchen dieser Sieg der einst durch sie unterdrückten Schwester ihr erregte. Ohne ein Wort des Dankes drängte sie sich hinein und schloß hinter sich die Thüre, so rasch, daß Walburga und Hildegard ihr nicht zu folgen vermochten.

„Wir wollen sie nicht stören,“ sprach die Letztere zur Mutter; „vielleicht gelingt ihr's, ihn zu versöhnen.“

„Kennst Du Deinen Vater noch immer so wenig,“ fragte Frau Walburga, „daß Du so etwas für möglich hältst? Da ist jedes Wort verloren, was sie ihm sagen kann. Er hat sie aus seinem Herzen gerissen, und auf die Wunde, die dort entstanden, hat er Deine Hand gelegt. Den Schmerz, den ihm Regina gemacht, hast Du gemildert; ihr wird er nie verzeihen.“

„Das ist ja schrecklich,“ seufzte Hildegard.

Es währte nicht lange, so stürzte Regina heraus, glühend vor Zorn. „Falsches, heuchlerisches Geschöpf,“ rief sie Hildegard an, „Du hast Deine Zeit wohl benützt. Du hast mich verleumdet bei ihm, verlästert, Dich eingeschmeichelt, mir ihn vollends abwendig gemacht. Er verstößt mich! Du bist eine Erbschleicherin, eine niederträchtige Kreatur. Den Vater nimmst Du mir, nachdem Du mir den Geliebten geraubt. Aber ich hab' ihm wenigstens enthüllt, wie es mit Dir beschaffen ist, und mit Deiner

Scheinheiligkeit. Gesagt hab' ich ihm, wie Du dem Baron nachgelaufen bist, Dich weggeworfen. Er weiß nun wenigstens, was er an seinem neuen tugendhaften Lieblinge hat. Er weiß auch, daß die Mutter, die gegen mich so strenge war, Deine Streiche mit ihrem Mäntelchen bedeckt hielt. Ich habe mir Alles von der Brust gesprochen, was mich quälte. Nun treibt Euer Wesen hier, wie's Euch beliebt. Wenn's so weit ist, werd' ich mich melden; und wir wollen doch sehen, ob die Rechte einer erstgebornen Freischulzentochter sich durch erschlichene Testamente wegschwindeln lassen? Es giebt noch Gerichte im Lande, Advokaten auch!" Und mit aufgehobenem Arme drohend, eilte sie davon.

Zitternd vor Angst, welchen Einfluß dies Gespräch auf den Kranken gehabt haben könne, kehrte Hildegard zu ihm zurück. Sie fand ihn scheinbar unverändert. Doch bald ergab sich aus seinen Reden, daß eine bedeutende Erschütterung in seinem Innern vorgegangen sei. Norbert, der stets in einfachsten Ausdrücken, klar, verständlich geredet, und auch während seiner Krankheit und im Fieber niemals ein unzusammenhängendes Wort verloren hatte, empfing seine Pflegerin mit allerlei seltsamen Aeußerungen, die ihr anfänglich ganz verworren vorkamen. Erst im weiteren Verlaufe zeigte sich ein Sinn dieser verwunderlichen Sätze, den sie sich einigermaßen zu deuten wußte,

wenn sie ihn mit dem vorgegangenen Auftritte und mit Reginen's Zornausbrüchen in Verbindung brachte.

„Ich habe nur noch eine Tochter. Geh' Regina! Du bist längst nicht mehr mein Rex. Bist nicht mehr Königin. Vom Throne gestürzt in den Sumpf. Der Wenzel ist ein schlechter Kerl. Will die Freischultisei schmählich verkaufen. Ein Geldmensch, sonder Ehre und Adel! Da ist gesorgt für! Hildegard wird Freischulzin. Peter Norbert's andere Tochter, Hildegard Norbert mit Namen. Wird auf Namen und Ehre halten. Wird sich nicht hinwerfen an einen Revierjäger, — will höher hinaus. Ein Freiherr, wenn auch nicht vom ältesten Adel, das ist ihr Liebster. Den können sich die Norbert's wohl gefallen lassen. Deshalb erbt sie Alles, wird reich; weit reicher, als die Leute wissen und glauben. Die Revierjägersfrau bekommt eine Abfindungsumme; ihr Pflichttheil und vielleicht etwas darüber. Hildegard Universal-Erbin! Die Schultisei ihr Eigenthum! Aber unveräußerlich. Darf nie verkauft werden. Nur durch Ehebündniß kann sie übergehen an einen Gemahl! Fest gemacht im Testamente! Freiherr zum Grund, was meinen Sie? Werden Sie einwilligen? Ich denke, ja! Schade, daß Norbert dies Erblühen seines alten Stammes nicht erlebt! Schade, daß er sterben muß, bevor seine Hildegard reiche Erbin und vornehme Braut werden kann!“

Hildegard war nicht im Stande zu erforschen, ob diese Aeußerungen unwillkürlich in gesprochene Worte übergehende Phantasieen, oder ob es absichtlich an sie gemachte Mittheilungen waren? Auch im ersteren Falle verriethen sie doch immer, was in ihres Vaters Seele vorging; enthüllten auf einmal vor ihr die eigentliche Ursach' seiner Unversöhnlichkeit gegen Reginen; zeigten den sonderbaren, fast kindischen Hochmuth, der diesen durch sein ganzes Leben und Wirken sonst so tüchtig erprobten Menschen bis an den Rand des Grabes verfolgte. Aber sie hatte sich gut eingestehen, daß seine Eitelkeit auf Besitz des Freischulzenthums, und auf den Namen Norbert recht lächerlich und nichtig erscheine, — wegleugnen konnte sie sich's deswegen auch nicht, welchen Aufruhr des Kranken Andeutungen und Winke auf's Neue in ihr hervorbrachten, welche Hoffnungen abermals rege wurden! Hatte nicht Norbert weit und breit umher für einen praktischen, jedem Schwindel der Neuzeit abholden Mann gegolten, die allgemeinste Achtung genossen? Waren sein Urtheil und seine Meinung bei verwickelten Vorfällen, in schwierigen Lagen nicht wie Orakelstimmen gehört und befolgt worden? Und war es denkbar, daß ein kurzes Krankenlager die erprobte Einsicht und Lebensklugheit ihres Vaters in Nichts aufgelöst haben sollte? Mußte sie nicht annehmen, daß wenigstens im Reiche der Möglichkeiten liege, was er als er=

füllbare Wünsche bezeichnete? Ach, und waren diese Wünsche nicht auch ihre heißesten? Wohnten sie nicht, obgleich jetzt gewaltsam im Verschlusse der tiefsten Brust festgehalten, unzertrennlich von jedem Lebensglück, immer noch in ihr?

Deshalb sollte sie Erbin werden? Das war des Vaters Absicht gewesen, als er Reginen zurücksetzend, ein zweites Testament niederlegte, wodurch er auf ihr Haupt reiche Gaben häufte? Nicht allein für sie hatte er es gethan, auch für sich, für die Befriedigung seines Stolzes! Sie wurde so zu sagen zwiefache Vollstreckerin seines letzten Willens, wenn es ihr gelang, durch den ihr zugefallenen Reichthum die Hand des geliebten Benno zu erobern! Ja, vielleicht fanden sich sogar unter des Verstorbenen Papieren unwiderlegliche Beweise seines alten, nur seit lange nicht mehr zur Schau getragenen Adels? Benno und sein Vater konnten vielleicht auch in dieser Beziehung zufrieden gestellt werden?

Was verstand Hildegard von solchen Dingen? Was wußte sie vom Unterschiede zwischen berechtigten und unberechtigten Anmaßungen des Ranges? Ihr, die nur von Liebe, von Sehnsucht wußte, erschienen diese wie jene gleich unbedeutend und nichtig. Ihr gewann auch der verheißene Reichthum, den sie da erben sollte, nur in so fern freudige

Theilnahme ab, als ohne ihn Benno nicht der Ihrige werden konnte.

Nun freilich verschwanden alle vorher noch gehegten Bedenklichkeiten. Nun war sie gern bereit anzunehmen, was sie vor einer Stunde noch der um ihretwillen beraubten Regina freigebig überlassen zu müssen wähnte! Nun konnte sie ja gar nicht reich genug sein! Denn je reicher sie galt, desto mehr Aussicht war vorhanden, daß sie „Freifrau zum Grund," daß des Freischulzen letzter Wille vollzogen werde! Nicht weil sie den Sterbenden treu gepflegt und seine, dem früheren Lieblingskinde entzogene Liebe auf sich gelenkt, — nein, nur weil Regina sich durch ihre Heirath selbst um die Möglichkeit gebracht hatte, Vollstreckerin väterlicher Pläne zu werden, — nur deshalb trat sie in deren Rechte. Dieser Gedanke beruhigte sie über die harten Schmähungen der Schwester; beruhigte sie auch über den bevorstehenden Tod des Vaters. Aus den traurigen Gefühlen, die ihr weiches Gemüth drückten und preßten, erhob sich lächelnd Benno's Bild. Und daß sie diesem wieder in ihrer Seele Raum gönnen durfte; daß die Versprechungen, welche sie der Mutter über diesen Gegenstand abgelegt hatte, durch des Vaters deutlich ausgesprochenen Absichten aufgehoben und beseitigt wurden, gab ihr ein seliges Behagen. Sie verbrachte eine glückliche Nacht bei ihrem Kranken und bemerkte nicht, wie ge-

schwind es mit ihm schlimmer und schlimmer werde. Am andern Morgen erst entdeckte die erfahrene Mutter, welche gewaltige Fortschritte das Uebel seit zwölf Stunden gemacht.

Zwölftes Capitel.

So lange Hildegard vom Grame um des Vaters Krankheit erfüllt, wirklich nur an den nahen Verlust gedacht, waren ihre Kräfte durch nagenden Schmerz aufrecht erhalten worden, und sie hatte den viel entbehrten Schlaf überwinden können. Seitdem aber sanftere Empfindungen, süßere in ihr vorwalteten, gewannen die Ansprüche jugendlichen Bedürfnisses wieder Gewalt über sie. Die Augen fielen ihr häufig zu. Sie entschlummerte oft, sie schlief bisweilen fest, wenn gerade ihre Aufmerksamkeit nöthig gewesen wäre. Frau Walburga durfte ihr weder beistehen, noch weniger sie ablösen. Der Kranke litt es durchaus nicht; sie müsse sich „für's Ganze" schonen, behauptete er fortwährend mit hartnäckigem Eigensinn. Es ward also nach einer zu miethenden Krankenwärterin umgeschaut. Die Wahl war nicht schwierig. In Grund-

stein gab es ein Weib, die Wittwe Ruschke geheißen, welches als Pflegerin, Todtenwäscherin, Leichenwächterin überall bekannt war. Dieses rief man herbei. Die alte Ruschke vereinte in sich sämmtliche gute und schlechte Eigenschaften der Frauen ihres Standes; wobei ich doch nicht unterlassen will hinzuweisen auf den Unterschied, der auch hier zwischen Dörfern und Städten, besonders größeren Städten vorwaltet. Ein zum Entsetzen ähnliches Konterfei der letzteren Gattung hat uns der unerreichte Meister, der in solchen Schilderungen nicht genug zu preisende Charles Dickens, genannt Boz, gegeben, welches leider, mit wenigen Ausnahmen, für die meisten Städte der meisten kultivirten Länder gültig sein dürfte. Ganz verschieden zeigt sich die bäurische Species dieses Geschlechtes auf dem Dorfe. Geringere Ansprüche und Forderungen; mehr aufopfernde Pflichttreue und Hingebung; derselbe Eigennutz; ungleich größere Selbstständigkeit, verbunden mit wahrhaft rebellischer Auflehnung wider ärztliche Vorschriften! Das ist sehr erklärlich: Die städtische Krankenwärterin von Metier, gewöhnlich durch den für sie gutsagenden Arzt empfohlen; von ihm bei täglichen Besuchen überwacht, hält sich streng an seine Vorschriften, beugt sich vor seiner Weisheit, und sucht nur daneben im Stillen ihren Vortheil wahrzunehmen, lernt bald lügen und täuschen, wo ihre Bequemlichkeit mit seinen Anordnungen in

Zwiespalt geräth. Die ländliche tritt entschiedener auf. Selten nur hat sie einen Ueberfall des aus der Ferne herbeigeholten Arztes zu fürchten. Bei unerwarteten Wendungen im Verlaufe der Krankheit übernimmt sie wohl gar die Rolle des Arztes, macht ihren eigenen Hokus Pokus, und da sie sich auf Uebung und reiche Erfahrung stützen darf, flößt sie Vertrauen ein. In der Noth läßt man sie gern gewähren. Solche Weiber, die schlafen und wachen können, beides zugleich, beobachten mit geschlossenen Augen oftmals weit schärfer, als der Mann der Wissenschaft mit weit geöffneten. Bisweilen sagen sie Erscheinungen vorher, die Niemand erwartete, die dann in Wahrheit eintreten, trotz des Arztes verächtlichem Lächeln. Sie kennen eine Unzahl von Haus- ja Wunder-Mitteln, die der gelehrte Heilkünstler von seinem Standpunkte, und mit Recht, albern nennt; die aber nichts desto weniger schon unleugbare Wirkungen hervorgebracht und bereits aufgegebene Sterbende wieder auf ihre Füße gestellt haben. Im sogenannten „Besprechen," namentlich der Gesichtsrose, der Wechselfieber feiern sie unbegreifliche Siege. Verfasser Dieses erinnert sich, (und glaubt bei dieser Gelegenheit erzählen zu dürfen,) daß er einst einen Diener hatte, einen geborenen Böhmen, welcher an einem dreitägigen Fieber lange litt. Es war förmlich eingewurzelt, spottete aller Medikamente, und rieb den

Burschen auf. Der berühmte alte Heim, ein Berliner Arzt von europäischem Rufe, wurde bei zufälligem, geselligem Zusammentreffen befragt, was denn versucht werden könne? „Lassen Sie's dem Jungen," erwiederte er, „besprechen, von einem alten Weibe, welches den Rummel versteht. Aber nicht in der Stadt, draußen auf dem Dorfe; die sind sicherer, weil sie selbst daran glauben!"

Er sagte das in vollem Ernste; es geschah eine Meile von der Residenz, bei abnehmendem Monde. Das Fieber kam noch dreimal wieder, jedesmal schwächer. Dann blieb es weg.

Denen, die mich auslachen, halt' ich den Namen Heim entgegen und decke mich mit diesem rationellsten aller durch Praxis ausgezeichneten Gelehrten.

Von dieser Sorte war die alte Ruschke aus Grundstein. Sie durfte sich rühmen, viel gesucht, daneben auch ein wenig gefürchtet zu werden. Von ihrer Jugendzeit hatte kein Mensch genauere Kenntniß. Aus Grundstein oder einem dazu gehörigen Orte war sie keinesfalls. Sie war da, war schon lange da und Niemand fragte mehr, woher sie gekommen? Sie nannte sich Wittwe. So nannten sie denn auch Alt wie Jung, obgleich weder Jung noch Alt an einen verstorbenen Ruschke, der ihr rechtmäßiger Gatte gewesen sei, glauben wollten. Aeltere Frauen

raunten Eine der Andern etwa zu, — denn laut hätt' es ja keine gewagt! — daß die Ruschke weit von hier einen Sohn habe, dem sie Geld schicke. Wo? das wußte Niemand genauer. Dabei blieb es, die Gerüchte wurden niemals öffentlich. „Wittwe Ruschke" galt stets für eine Wittfrau in aller Ordnung. Nur hörte man sie nie und nimmer von ihrem „seligen Manne" reden, was Wittwen doch sonst so unendlich gern thun; sogar solche, die an der Seligkeit des Verstorbenen starke Zweifel hegen oder sie ihm gar nicht gönnen würden.

Die Wittwe nahm Besitz von der Krankenstube, als sei sie wer weiß seit wie viel Jahren darin heimisch, als gehöre ihr das ganze Haus und sie kehre eben nur von einer längeren Reise zurück. Mit sicherem Blick übersah sie alle Geräthschaften, verschob, rückte Dies und Jenes, traf andere Einrichtungen, bestellte Mancherlei und ging dabei doch nicht über die Grenzen, die einer für Geld zu Diensten stehenden Helferin durch Brauch und Sitte vorgeschrieben sind.

Mutter wie Tochter suchten in ihrem Gesichte zu lesen, was sie vom Zustande des Vaters halte? Sie meinten darin eine bestimmtere Auskunft zu finden, als jene, die der Kreisphysikus bei seiner letzten Anwesenheit gegeben, und die in vieldeutigen, sich theilweise widersprechenden Verheißungen bestanden hatte. Wittwe Ruschke zeigte sich

aufrichtiger, wenn man es so nennen will: beherzter. Sie schüttelte, ohne daß der Kranke es sehen konnte, den Kopf, zupfte sich an ihrer Nase und sprach: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber die Menschen, denen das hier (sie schonte ihre Nase dabei nicht) so mitten aus dem Antlitze herauswächst, als ob es fort wollte, die machen's gewöhnlich nicht mehr lange."

Als Frau Walburga dieses Todesurtheil vernommen, barg sie das Haupt in der Schürze und ging stillweinend hinaus.

Für Hildegard war ein Feldbett aufgeschlagen worden, auf dessen Kissen sie ihre Thränen träufeln ließ. Die Ruschke redete ihr zu, sich es bequem zu machen und tüchtig auszuschlafen. Dann legte auch sie die Kleidung ab, in welcher sie gekommen war und stellte sich in einem Aufzuge dar, über welchen Norbert so herzlich lachte, daß Hildegard mitlachen mußte.

„Diese Frau darf mein Lager nicht mehr verlassen, so lange ich noch athme," sagte der Freischulze; „sie sieht prachtvoll aus, in ihrer Schwenkjacke und der hohen Dormeuse. Sie erinnert mich an die Madame Batavia in der Hundekomödie, die ich als kleiner Junge mit ansah. Gewiß kann sie auch hübsch erzählen, klatschen, lästern ... o gebt ihr Kaffee, so viel sie mag, und laßt sie schwatzen!"

„Sie sind ein Goldmann, gestrenger Herr Freischulze;

ein Menschenkenner sind Sie, der mir gleich abmerkt, was ich brauche und wünsche. Kaffee ist mein Leben, wenn der nicht ausgeht, steht mir die Zunge die ganze Nacht nicht still und ich plaudere Sie in den Schlaf und wieder heraus. Denn darin such' ich meines Gleichen: ich kann schweigen, ich kann auch reden, wie's nur verlangt wird."

Kaffee und Zucker war ihr schon vorher zur Disposition gestellt worden. Jetzt holte sie die kleine Mühle herbei und hörte nicht eher auf zu drehen, als bis sie sich hinreichend versorgt glaubte. Dann bereitete sie das flüssige Labsal mit bewunderungswürdiger Fertigkeit; und nachher erst, durch reichlichen Vorrath gedeckt, begann sie ihre so und so vielte Nacht; Tausend und Eine würden, wollten und könnten wir ihrer Vergangenheit nachrechnen, nicht ausreichen.

Hildegard schlief den eisernen Schlaf der Jugend. Norbert hörte mit fieberisch-ungeduldiger Neugier die eintönig vorgetragenen Geschichten und Berichte der Wittwe, welche, ihn zu ergötzen, keinen Menschen schonte, von Jedem und Jeder Uebles zu verkündigen wußte, sich sogar an den gnädigen Freiherrn zum Grund wagte und diesem allerlei böse Nachrede anhing; unter Anderem, daß es mit dem gepriesenen Reichthum des Barons auch nicht so weit her, daß die Kasse öfters leer, der Rentmeister häufig in Verlegenheit sei, daß der junge Herr sich einstmals ver-

wundern werde, über die tolle Wirthschaft, wo sie immer nur ein Loch zustopften, indem sie ein anderes aufmachen müßten."

„Desto besser," flüsterte der Kranke; „desto sicherer haben wir ihn."

Die Wittwe verstand ihn nicht und machte sich über den Oberamtmann her und über den Herrn Pfarrer, über die verschiedenen Schullehrer, — ach, über wen nicht! Der Quell ihrer Rede floß unaufhaltsam, nur auf Minuten unterbrochen, wo sie sich aus dem Kaffeequell erquickte und stärkte. Unter den Händen und wider ihren eigenen Willen war ihr der liebe Trank stärker gerathen, als ihre Gewohnheit mit sich brachte und ihr Bedürfniß verlangte. Sie schlürfte sich einen Kaffeerausch, der sie einigermaßen exaltirte. Und in dieser Aufregung geschah ihr, was sie sonst vorsichtig zu vermeiden wußte: sie fing an, über ihre selbsteigene Person zu reden und ging auf ihres Lebens Schicksale ein. Da kam, ehe sie sich's versah, ein Geständniß zum Vorschein, daß sie nicht verheirathet gewesen, daß sie sich den Ehrentitel „Wittwe" aus Ruschke'scher Machtvollkommenheit beigelegt.

Mit jener merkwürdigen, fast fürchterlichen Lieblosigkeit, deren sonst rechtschaffene Menschen auf ihrem Sterbebette sich bisweilen schuldig machen, lockte Norbert der Geschwätzigen ihre kleinen Geheimnisse ab und freute

sich, elend und leidend, mit einem Fuße im Grabe, an diesen Erbärmlichkeiten, die er mit dazwischen geworfenen, bittern Anmerkungen gleichsam würzte. Als ob ihm die Verirrungen und Erniedrigungen eines zwischen Leichen und Särgen halb vermoderten Daseins Genugthuung zu gewähren vermöchten, für die Verirrungen und Erniedrigungen seiner ältesten Tochter! Auf seine nur höhnisch gestellte Frage, wie sie aus einer Jugend voll beglückter und beglückender Verbindungen den Uebergang gefunden habe in ihren gegenwärtigen Beruf und wie sie, mitten aus dem Leben, so recht eigentlich in die Werkstatt des Todes gerathen sei? entgegnete sie: „Herr Freischulze, das hab' ich noch keinem lebendigen Menschen anvertraut; Euch will ich's entdecken. Ich habe einen Sohn. Der ist als schönes Kind zur Welt gekommen. In meinem Leichtsinn hab' ich ihn vernachläßigt, ihn sich selbst überlassen; er ist frühzeitig zum Krüppel geworden. Wie er schon rettungslos verloren war, und halb verfault, da ist die Mutter aufgewacht in mir. Da hab' ich mich von Allem losgerissen und nur für seine Pflege gesorgt und gearbeitet. Das hat Jahre lang gedauert. Wie er nach schweren Leiden endlich an Krücken gehen lernte, konnte ich nichts weiter mehr sein und wollte auch nicht, als was ich so lange gewesen war. Da wurde ich Krankenwärterin. Und von der ist es nicht weit zum Leichenweibe. Mein Ewald sitzt

achtzehn Meilen von hier im Dorfe Otterthal als Flickschneider. Was ich erwerbe und in meinem elendigen Gewerbe mir abspare, das schick' ich ihm. Dem Ewald darf es an nichts fehlen, dieweil ich mich noch rühren und regen kann. Aber zu ihm darf ich nicht kommen, das erlaubt er mir noch nicht! Für den thu' ich Alles, für den könnt' ich einen Mord begehen. Ich hab' es noch keinem lebendigen Menschen entdeckt. Euch konnt' ich's immer anvertrauen; denn warum? Ihr bringt's ja nicht mehr unter die Leute, Ihr nehmt's mit hinunter."

„Hinunter!" wiederholte Herr Peter Norbert, und der Tod, an den er bisher voll männlicher Fassung gedacht, fuhr ihm jetzt zum ersten Mal in kalten Schauern über die matten Glieder. — „Hinunter? Also meint Ihr, Ruschke, es ist ganz und gar vorbei?"

„Ganz und gar, gestrenger Herr Freischulze. So gewiß, als ich die letzte Tasse aus diesem leeren Topf fülle. Aus ist es; mag der Physikus abern und odern, so viel er will."

„Bin doch noch nicht ohne Kräfte! kann mich noch regen, die Arme rühren, kann denken, deutlich reden, scharf hören, seh' Euch doch, in Eurer possirlichen Tracht aus der Hundekomödie!"

„Ihr thätet gleichwohl besser, die Hundekomödie Euch aus dem Sinne zu schlagen, und mit Tagesanbruch ein

gutes Fuhrwerk fortzuschicken nach dem geistlichen Herrn, damit Ihr noch bei Verstande seid, für die letzten Dinge. Denn morgen Abend, das sag' ich Euch, stellt sich das Fieber heftiglich ein und schüttelt Euch die Besinnung aus dem Kopfe. Da werdet Ihr gewaltig durch einander faseln und zwischendurch wird hervorkommen, was Euch etwa noch auf dem Herzen drückt, und Ihr werdet Alles ausschwatzen, wie ich's jetzt gethan. Bei mir machte das der starke Kaffee, bei Euch wird's das Fieber machen. Ich hab' das oft gesehen und gehört, in ähnlichen Krankheiten. Freilich wohl bei keinem reichen Freischulzen — aber darin hat der Reiche nichts voraus gegen den Aermeren."

Diese Vorhersagung jagte dem Kranken eine plötzliche Angst ein. „Hildegard, Hildegard, erwache!" schrie er so heftig, daß die alte Ruschke vor Schrecken auch laut aufschrie und daß die Schlafende bebend aus dem Schlummer emporschreckte.

„Der Großknecht soll anspannen, die beiden braunen Hengste vor die Kirchenkalesche; hinüber nach Grundstein, zum Herrn Pfarrer. Es hat Eile. Ich will als gläubiger Christ sterben. Rasch, rasch, ehe das Fieber mir die Besinnung aus dem Kopfe schüttelt, ehe ich zu faseln beginne. Fort, gleich, jetzt gleich!"

Hildegard, noch schlaftrunken, schwankte hinaus.

„Es hat keine solche Noth," sagte die Ruschke, ihr

folgend. „Weshalb wollt Ihr den Pfarrer aufstören, eh' es Tag wird? Laßt ihn erst ruhig seine Messe lesen. Wenn er bis gegen Mittag hier ist, haben wir Zeit genug. Vor Sonnenuntergang tritt der Todeskampf nicht ein."

Hildegard ließ sich dadurch nicht zurückhalten. Sie weckte die Mutter, die Leute im Hause wurden wach, in die Ställe verbreitete sich die Kunde: „der Herr stirbt!"

Die Stunden, die einer so ernsten Handlung vorangehen, haben immer und überall etwas höchst Feierliches. In reichbevölkerten Städten, in großen, von verschiedenen Familien bewohnten Häusern bleibt, was innerhalb vier Wänden vor sich geht, auf die Nächsten beschränkt. Auf dem Lande jedoch, gar in einzeln gelegenen, bedeutenden Gehöften, nimmt ein Jeder Theil, ist Jeder ein Nächster; Verwandte und Gesinde bilden dann eine kleine, von gleichartigen Erwartungen bewegte Gemeinde, die um ihr Oberhaupt versammelt, gerührt und erbangend auf den Ausgang harrt.

Den Leuten im Schulzenhofe blieb es für's Erste noch unbegreiflich, wie die Erde ferner bestehen solle, wenn ihr Herr nicht mehr darauf wandeln, ihnen nicht mehr gebieten, sie nicht mehr schelten oder beloben werde?

Doch, an solche Zweifel und Bedenken kehrt sich der Tod ja nicht, wenn es Monarchieen und allgewaltige Herrscher betrifft. Was galt ihm der Freischulze Peter Norbert?

Da traf denn so ziemlich ein, was die Krankenfrau vorhergesehen. Der Priester spendete seine Segnungen und deutete dem Sterbenden in sanften Worten den Weg zum ewigen Heile an.

Der Abend brachte den Todeskampf, mit heftigen, aber kurzen Phantasieen. Viel Zusammenhang hatten sie nicht. Der Name Benno mischte sich einige Male mit jenem Hildegard's, was diese und Frau Walburga sich Jede nach ihrem Sinne auslegte.

Vor Mitternacht starb Peter Norbert, umkniet von Frau, Tochter und sämmtlichem Hofgesinde. Sein letzter Ausruf, deutlicher als die vorhergegangenen, war: „Rex, mein Junge!"

In der Hauskapelle des Schulzenschlössels wurde die Bahre einstweilen aufgestellt.

Dreizehntes Capitel.

Beim Begräbnisse ihres Vaters, zu welchem sich eine unzählbare Menschenmenge aus allen Richtungen der Umgegend eingefunden hatte, fehlte Regina. Sie ließ sich durch Wenzel als krank entschuldigen. Der lange Zug, der dem Sarge nach Grundstein folgte, wand sich, von den

Bergen betrachtet, wie eine schwarze Schlange, oder wie jener fabelhafte Heerwurm über weiße Schneedecken durch's breite Thal. Am Eingange des Dorfes schlossen sich der Freiherr zum Grund, so wie sein Sohn Benno den Leidtragenden an. Der junge Baron kam beim Grabe dicht neben Hildegard zu stehen. Er machte ihr, mit der Frivolität solcher Jünglinge, allerlei Vorwürfe über ihre Kälte gegen ihn und erstaunte freudig, als die Abfertigung, auf die er an dieser Stelle und in dieser Stunde gefaßt war, nicht erfolgte. Die in tiefste Trauerkleidung gehüllte Tochter sagte ihm zwar nichts, was auf ein erneutes Verhältniß zwischen ihnen bezogen werden konnte, aber sie mischte doch in den Klang frommer Sänge und Gebete die Versicherung: der Selige habe noch in seinen letzten Tagen sich mit dem jungen Freiherrn viel beschäftigt und desselben gedacht! Sie betonte das ganz eigenthümlich. Und weil der Junker durchaus nicht ergründen konnte, wie es eigentlich gemeint sei, so gerieth er gar auf den Gedanken, der reiche Sonderling habe ihn im Testament bedacht. Da es ihm nun an Schulden nicht fehlte, außer denen, welche sein Vater zu übernehmen versprochen hatte, so lächelte dieser Gedanke ihn bedeutend an und er verfolgte wohlgefällig die seltsame Idee, daß er für alles Ueble, der ältern Tochter zugefügt, der jüngern zugedacht, jetzt noch durch ein beträchtliches Legat belohnt werden solle! Davon

wurde er dermaßen in Anspruch genommen, daß er sich, wie die Menge den Friedhof verließ und auseinander ging, von Hildegard getrennt sah, ehe er noch weiter mit ihr geredet. Sie bestieg mit ihrer, in Schmerz versunkenen Mutter den Wagen, der sie rasch entführte.

Die sehr bald vorgenommene Eröffnung des Testaments enttäuschte den jungen Herrn. Von ihm war darin nichts erwähnt. Es war überhaupt höchst kurz und bündig abgefaßt.

Hildegard empfing die Schultisei, die auf fünfzigtausend Thaler geschätzt wurde, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, auch nicht eine Scholle davon veräußern zu dürfen. „Heirathet sie," — so hieß es mit deutlichen Worten, — „dann gehört das Gut ihrem ältesten Sohne; hinterläßt sie keinen, der ältesten Tochter. Stirbt sie kinderlos, dann fällt es ihrem Gatten zu, doch erst nachdem dieser sich verpflichtet hat, es nicht zu parcelliren, nichts davon zu verkaufen und seinem Familiennamen den Namen Norbert anzuhängen. Stirbt sie unvermählt, oder wird sie unvermählt Mutter, dann erst ist ihre Schwester Regina und deren Descendenz Erbin, unter den oben ausgesprochenen Bedingungen. Von dem vorhandenen Vermögen in baarem Gelde (meistentheils Gold) und in Staatspapieren, wird dieser Letzteren, Regina Norbert, verheirathet an den Freiherrlichen Revierjäger Wenzel Pe-

terka, genau ihr gesetzliches Pflichttheil ausbezahlt; nicht mehr und nicht weniger, als das Gericht nach den bestehenden Vorschriften einer enterbten Tochter zuerkennt. Alles Uebrige fällt meiner getreuen Hausfrau Walburga zu, und steht dieser jegliche Art von Verfügung frei, damit zu schalten und zu walten nach ihrem Gutdünken &c."

Dieser letzte Punkt ließ annehmen, der Verstorbene habe es in den Willen der Mutter stellen wollen, seine Härte gegen Reginen früher oder später einmal auszugleichen. Denn, obwohl das Freigut höheren Werth besitzen mochte, als den mit fünfzigtausend Thalern angegebenen, so überstieg das bewegliche Vermögen (Reginen's Pflichttheil mit eingerechnet) jene Summe immer noch um ein Bedeutendes; und wenn nun die scheinbar Enterbte sich mit der Mutter gut zu stellen wußte, war ihr zuletzt kein großes Unrecht geschehen, war sie bei der Theilung zu gleichen Hälften keineswegs verkürzt worden.

Doch so betrachteten weder Wenzel noch Regina des Freischulzen letzten Willen. Sie erhoben lautes Klagegeschrei und stießen gegen Frau Walburga und Hildegard schon jetzt die heftigsten Schmähungen aus, als wüßten sie im Voraus, daß die letztere darauf hinarbeiten werde, ihnen so viel wie möglich noch zu entziehen und daß die Mutter unfähig sei, ihrer Lieblingstochter eine andere Willensmeinung entgegen zu setzen.

War der Bruch zwischen den Hohendorfern und den Schulzenhöfern ohnedies schroff genug gewesen vor des Vaters Tode, so gestaltete er sich nun ganz unheilbar.

Hildegard ging im geräumigen Hause umher, wie eine Träumende. Anfänglich fehlte ihr der Vater überall; fehlten ihr sogar die Leiden und Plagen, die seine Leiden, seine Launen während langer Krankheit über sie gebracht. Fast sehnte sie sich nach den beschwerlichen Mühwaltungen, die ihr Dasein von einer Woche zur andern ausgefüllt hatten. Sie war nun frei, frei in jedem Sinne. Und wußte doch nicht, was sie mit ihrer Freiheit beginnen, wie sie es anstellen sollte, in's Werk zu setzen, was sie als des Verstorbenen wichtigstes Vermächtniß betrachtete, wenn es gleich nicht schwarz auf weiß hinterlassen, sondern nur in die Erinnerung einer dunkeln Fieberstunde niedergelegt war. Wie sollte sie Benno unterrichten von ihren Gesinnungen, von des Freischulzen hochfahrenden Wünschen? Wie würde er es aufnehmen, wenn sie den Entschluß fassen könnte, ihm ihre Hand und mit dieser den Besitz des so sehr begehrten Freigutes anzutragen? Zwar hatte er zu wiederholten Malen Dinge gesagt, die sich deuten ließen, als denke er selbst an die Möglichkeit einer Verbindung! Zwar vermehrten sich die bis zu ihr dringenden Nachrichten von des Barons unsicherer Lage, von großen Verlusten, die ihn betroffen, von Verlegenheiten, die ihm bevorstünden.

Doch Gewißheit hatte sie weder über Eins, noch über das Andere, und Er, dem es galt, gab kein Zeichen, daß er ihrer gedenke. Vielleicht schwieg er nur aus Zartgefühl? Vielleicht ehrte er schonend die erste Trauerzeit? Vielleicht aber auch zweifelte er an ihrer Liebe, grollte ihr, wendete sich gänzlich von ihr ab, war ihr für immer verloren?

Sie bedurfte einer Vertrauten, einer Rathgeberin, einer Vermittlerin. An wen konnte sie sich wenden? Mit der Mutter zu sprechen, dieser das volle Herz zu zeigen, schien ihr unmöglich. Sie fürchtete, so viele Widerlegungen hören zu müssen; fürchtete, für kindisch, eitel, thöricht erklärt zu werden, wenn sie eines Sterbenden Träume auslegte, als wären sie geeignet, in der Wirklichkeit Boden zu gewinnen. Nein, die Mutter hing zu sehr am gewöhnlichen Treiben der Alltäglichkeit, ihrem stillen häuslichen Wesen blieb solch' hoher Flug versagt!

Mitten in diese Bedenklichkeiten und Erwägungen führte ein böser Geist — — — so wollte ich jetzt schreiben, doch ich warf die Feder hin und sinne nach Ich lasse den Ausgang dieser trüben Geschichte, wie sie sich zutrug, wie sie mir mitgetheilt wurde, an mir vorüberziehen, und bis an's Ende gelangt, überzeug' ich mich, daß der Ausdruck „ein böser Geist," (was doch nur für eine Umschreibung des Teufels angewendet wird) hier, wie überall, eine Lästerung ist. Was da geschieht auf Erden, sei's wie

es sei, dem Menschen ist es immer gut, immer dienlich, war stets das Rechte; nur was er selbst thut oder unterläßt, kann ihm Schaden bringen. Jedes Geschick würde göttlich sein, wenn unsere Thaten nicht menschlich wären. An den bösen Geist glauben, heißt ihm dienen. Für den, welcher ihn ableugnet, ist er nicht da. Hätte Hildegard zum Entschlusse gelangen können, der so nahe lag, hätte sie sich an ihre Mutter gewendet, — die Wittwe Ruschke wäre nicht ihre Vertraute geworden. Was hatte der böse Geist damit zu schaffen, daß diese Person aus purer Bescheidenheit erst vierzehn Tage nach dem Begräbnisse sich einstellte, die ihr versprochene Belohnung an Geld und „abgelegter Wäsche“ zu holen? Fort mit dem bösen Geiste.

Die Ruschke wußte gar bunte Dinge über Schloß Grundstein und dessen Bewohner zu melden. Richtig sei's nicht, meinte sie, und würde stark gemunkelt von Wucherern, Geldschwindeleien und Spekulationen, so nicht gelungen wären. Auch von goldgierigen Frauenzimmern hatte sie gehört, die Ansprüche auf den alten Baron machten, oder doch auf seine Einkünfte. Und der Rentmeister wolle abdanken, weil er's nicht mehr „schaffen“ könne. Und die Jahresrente, die der Gnädige, laut Vertrag, an seine ausländischen Vettern zu entrichten habe, sei, Gott weiß wie lange schon in's Stocken gerathen; es wüchsen Prozesse heraus, wie Schirling um die Eisgrube. Da stehe denn

die Hoffnung auf den Junker gebaut, daß selbiger eine reiche Frau erwische!

Dergleichen in ausführlicher Breite zum Besten gegebene Bruchstücke aus dem unerschöpflichen Vorrath Grundsteiner Spinnstubenchronik, wurden eben so viele köstliche Perlen für Hildegard, womit sie den ihr erblühenden Myrthenkranz durchwinden wollte. Was wußte das schlichte Mädchen von dem Unterschiede zwischen Reichthum und Reichthum? Was verstand sie davon, daß ihr Erbtheil, in die Wagschale des Freiherrlichen Sinkens oder Steigens gelegt, nur ein unmerkliches Gewicht haben könne? Sie hatte sich ja reich, sehr reich nennen hören! Doch Niemand hatte ihr auseinander gesetzt, weshalb ein Freischulzengut wie das ihrige, während es vielleicht das größte und beste seiner Art im ganzen Lande war, dem Freiherrn zum Grund eine hübsche Bauernwirthschaft dünken mußte, nichts weiter!

Verschämt und dennoch glühend in Glück und Hoffnung, stellte sie der gesprächigen Ruschke schüchterne Fragen über Benno's Thun und Treiben. Die Alte, schlau genug und wohlerfahren in solchen Sachen, fand sich augenblicklich zurecht. Sie richtete ihre Anworten ein, wie ein sehnsüchtiges Mädchen sie zu hören begehrt. Sie erbot sich zu Rath und That. Die Vertraute wurde Vermittlerin. Hildegard wollte schreiben. Dem widersetzte sich

die Ruschke: „Bei dem Gekritzel," versicherte sie, „kommt nichts heraus. Solch' ein Zettelchen bleibt in einer Tasche stecken, auf einem Tische liegen, fällt in unrechte Hände, macht Verdruß und üble Nachrede. Dazu hat Gott dem Menschen das Mundwerkzeug gegeben, daß er damit arbeite für sich und seine Nebenmenschen. Und was nur gesprochen ward verfliegt in der Luft; wenn kein Dritter als Zeuge zuhörte, kann's nicht als Beweis gebraucht werden. Mit Vorsicht läßt sich Alles wagen und viel erreichen. Ich will den Junker aushorchen."

Sie ging hin und her, sie redete hier und dort, sie verschwieg der leichtgläubigen Hildegard, daß sie dort von der Hauptsache geschwiegen; sie versicherte dem jungen Baron, daß die Jungfer Freischulzin sich nach ihm verzehre! Sie versicherte der Hildegard, daß Benno kein Opfer scheue! Und sie brachte es endlich dahin, ihr begreiflich zu machen, nun bliebe nichts mehr übrig, als eine Zusammenkunft, die Alles in's Reine bringen werde.

Wo sollte diese statt finden?

Im Freien war es jetzt noch minder thunlich, wie im harten Winter, denn der März mit seinen Sonnenblicken und Frostschauern hatte die Landschaft ihres weißen Gewandes beraubt und ihr ein naßkaltes, schmutzig-graues Kleid angelegt, über welches rauhe Stürme fegten. Draußen ließ sich nicht weilen.

Nach Grundstein hinüber zu gehen, weigerte sich Hildegard, obwohl die Ruschke ihr Stübchen vorschlug und darbot.

„Er muß mich aufsuchen," sagte sie erröthend, „mir ziemt es nicht, hinüber zu laufen!"

Das Einfachste und Natürlichste schien der arglosen Hildegard, daß Benno ehrlich und offen, wie ein Brautbewerber, im Schulzenschlössel sich einstelle. Dagegen stimmte die Ruschke und sie wußte wohl warum? „Er kann doch nicht so mit der Thüre in's Haus fallen," meinte sie, „schon seines Vaters wegen nicht und auch der gestrengen Frau Freischulzin läßt sich die richtige Ansicht von der Sache so auf einen Ruck nicht beibringen. Zuvörderst muß die liebe Jugend unter sich einig werden. Was habt Ihr, gute Kinder, doch unter einander abzumachen, ehe das letzte Wort gesprochen wird! Nein, dazu gehört sich ein trautes, ungestörtes Stündlein. Wie wär's, droben in Eurem Stübchen, Jungfer? Die Mutter geht mit den Hühnern schlafen, das Gesinde macht Feierabend, so bald sie zur Ruhe ist. Ich verspäte mich wie zufällig hier, bitte um Erlaubniß zu übernachten; Punkt neun Uhr, wenn der Guckuk auf der großen Wanduhr seine Streiche macht, laß ich den Freiwerber durch's Hinterpförtlein in der Jungfer Freischulzin Haus ein, denn in der Gartenlaube ist es jetzund nicht wohnlich."

Diese letzte Anspielung verrieth, daß Benno keine Geheimnisse vor der Zwischenträgerin gemacht habe aus jener heimlichen Zusammenkunft im Garten. Sie erschrak über solchen Mangel an Achtung. Dennoch ließ sie es sich keine Warnungsstimme werden, was die Versucherin ihr mit heiserem Gelächter vorkrähte. Sie willigte ein und der Abend des nächsten Tages ward für das Unternehmen bestimmt.

Vierzehntes Capitel.

Ob der junge Freiherr wirklich unbemerkt in Hildegard's Stube gedrungen und dort von Frau Walburga überrascht worden sei? Oder ob diese erst später durch ihrer Tochter Betragen aufmerksam gemacht, die Wahrheit zum Theil errathen, zum Theil erfragt habe? Immer schlugen die Folgen des vielversprechenden Wiedersehens ganz anders aus, als die Liebende gehofft. Sie sollte für ihren Leichtsinn, für ihren Ungehorsam, für ihren Hochmuth hart gebüßt werden. Erstens erwiesen sich die durch ihres seligen Vaters Worte in ihr erweckten Hoffnungen als leere, unausführbare Fieberträume. Benno, beim

glühendsten Willen sie zu täuschen, und die verbotene Frucht oberflächlicher, nichtssagender Verheißungen zu pflücken, besaß noch nicht genug Herrschaft über sich selbst, um die Täuschung vollkommen zu machen. Aus seinen erzwungenen Zusagen hatte sie den Mangel an Treu' und Glauben herausgehört und mitten in der Nacht war es Tag vor ihr geworden: ein trauriger, grauer Tag; eben nur hell genug, die Selbstsucht des Verführers zu enthüllen. Und diese Enthüllung wäre das Härteste gewesen, was ein betrogenes Mädchen treffen konnte, hätte nicht der zweite Schlag fast noch härter getroffen. Ihre Mutter, seit dem Tode des Gatten ohnedies einer Verstorbenen ähnlicher als einer Lebenden und Schattengleich umherschleichend, war unerwartet bei ihr eingetreten, war, den Junker erblickend, mit dem oftmals wiederholten Ausruf danieder gesunken: „Mein armer Mann ist gestorben aus Gram über Deine Schwester, ich werde sterben aus Gram über Dich; unsere Kinder wollen als unsere Mörder vor Gottes Richterstuhl erscheinen!"

Von dem Geliebten betrogen, von der Mutter mit dem Fluche bedroht, — was Wunder, wenn Hildegard nun in vollem Ernste jeglicher Liebeshoffnung entsagte, wenn sie sich abwendete von Glück und Freude, um Beruhigung und Trost am Lager ihrer Mutter zu finden?

Daß die alte Ruschke einen großen Theil der Schuld

trage, ward ihr nicht angerechnet. Diese pfiffige Person verstand auf's Beste linksum zu machen; gegen den Junker, als einen Unwürdigen, Partei zu nehmen und ihre Vermittelung habe sie in der besten Absicht dargeboten; in der redlichsten. „Denn," sprach sie, „es mußte ein Ende nehmen, gut oder schlecht, wir mußten wissen, woran wir sind, mit dem Junker. Möglich doch, daß er eine Ausnahme machte von seinesgleichen? Möglich doch, daß es ihm Ernst war? Er versteht nicht, sein Glück zu schätzen; — mag er laufen!"

So besaß die Ruschke denn wieder das vorige Vertrauen, so kochte und schlürfte sie wieder ihren braunen Trank, so waltete sie wieder mit Umsicht und Energie im Krankengemach. Nur daß sie nicht so viel plaudern durfte, wie beim seligen Freischulzen! Die bleiche Frau Walburga verlangte Stille um sich her. Die Ruschke und Hildegard sprachen fast nur durch Zeichen mit einander.

Den Arzt hatte die Tochter gegen ihrer Mutter Wunsch und Absicht herbei holen lassen. Der Mann hatte nach kurzem Verweilen einige Stärkungsmittel verordnet, mit dem Bedeuten: die Wissenschaft finde hier keinen Spielraum für ihre Thätigkeit; hier walte ein Seelenleid vor, tiefer Kummer, wahrscheinlich ziehe sich die gute Frau den Verlust des seligen Mannes zu Gemüthe!

Als er gegangen, hatte die Ruschke, ihre Zunge her-

ausstreckend, hinter ihm hergerufen: „So gescheidt waren wir schon ohne Dich, hochweiser Kreisphysikus, und Schade um jeden Groschen für den Apotheker!" Sie zerriß die Recepte, was Frau Walburga entschieden billigte.

Dann hieß sie Hildegarden, sich mit ihr neben der Mutter Bett setzen und erklärte, nun werde sie verordnen.

Walburga's Frömmigkeit war ihr ja hinreichend bekannt. Sie hatte während Norbert's Krankheit oft genug beobachten können, daß die redliche, gläubige Frau durch ihren Mann eingeschüchtert, nur aus Verehrung für ihn, ihre Verehrung für die Gebräuche der Kirche nicht so laut und lebhaft verkündete, als ihrer Seele Bedürfniß eigentlich verlangt hätte. Deshalb wurde jetzt mit einem Gebete begonnen, welches weder in Form noch Inhalt einem geübten Redner Schande gemacht haben dürfte. Nicht nur die Kranke, auch Hildegard war ergriffen von dem Aufschwung, den die seltsame Vorbeterin zu nehmen verstand. Sie gerieth in unverstellte Begeisterung, wie Jemand, der von einer ihn belebenden Idee getragen wird.

Wir werden wohl im Laufe unserer Erzählung und baldigst entdecken, was es gewesen, wodurch dieses zu niedriger Zwischenträgerei und verdächtigen Diensten gleich bereite Weib so hoch über sich selbst erhoben, diese Wirkung erreichte? Es konnte nur ein edleres Gefühl sein, welches

sie erfüllte; wenn auch entstellt und irre geleitet auf unsauberen Pfaden zu falschem Ziele.

Nach vollendetem Gebete ging sie auf die Mittel über, deren Befolgung einer Tochter die vor Kummer hinsterbende Mutter einzig und allein wiedergeben könnten. Und sie sagte:

„Jungfer Freischulzin! Die Krankheit Eurer Mutter ist eine Strafe des Himmels, nicht für die Kranke, — denn wer stirbt, der geht heim und geschieht ihm wohl, — sondern für Euch, auf die der Vorwurf geladen ist, daß ihr Euch habt durch eigne Eitelkeit und fremde Schönheit verblenden lassen. Des Fleisches Lust hat Euch verlockt. Dem Fleische müßt Ihr entsagen. Dann wird auf Strafe Verzeihung folgen, auf Todeskrankheit Genesung. Ihr habt es in Eurer Hand, daß die Mutter noch einmal auferstehe vom Sterbebette. Und weil es heißt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; und weil es Eures seligen Vaters letzter Wille ist, daß Ihr dem Schulzenhofe einen Herrn gebt, so sollt Ihr Euch allerdings christlich verheirathen, doch nur mit Abtödtung der Fleischeslust, mit Unterdrückung irdischer Wünsche. Nicht den Ehegatten sollt Ihr erwählen, der Euch gefallen, und der den nun auf ewig von Euch geschiedenen Geliebten ersetzen könnte. Das wäre kein Opfer, wenn Ihr einen solchen suchen wolltet; dadurch würde der Fluch nicht von Euch

genommen, die Mörderin der Mutter zu sein! Ihr müßt Euch an heiliger Stätte verloben, Denjenigen zu erwählen, Demjenigen die Hand vor dem Priester zu reichen, den Euch der Himmel zuschickt, wenn Ihr zum ersten Male mit Eurer Mutter, nach ihrer Genesung, die Kirche in Grundstein besucht. Und anflehen müßt Ihr den Himmel und alle heiligen Fürbitter, daß Euch ein Bild des Jammers gezeigt werde, als Euer künftiger Gatte! Daß der elendigste Krüppel Euch am Becken entgegenhinke, wenn Ihr das Weihwasser nehmt, auf daß Eure Opfer vollkommen, auf daß die letzte Regung sündiger Weltlust erstickt werde! Je ärmer, abschreckender, hülfloser des himmlischen Willens Bote sein wird, desto größer wird Euer Segen hienieden, desto sicherer wird Eure Seligkeit droben sein! Ihr schaudert? Blickt Eure Mutter an; seht hin, ob nicht schon jetzt, beim bloßen Gedanken daran, ihre Züge sich verklären? Ob sie sich nicht schon freier und besser fühlt? Sagt an, Frau Freischulzin, wie ist Euch?"

„Besser! O viel besser! Gott sei gepriesen!" lispelte die Kranke, andächtig ihre Hände faltend.

„Wenn eine Tochter, die gefehlt hat, durch Gottes Gnade in den Stand gesetzt wird, gleichsam ein Wunderwerk zu bewirken, — sprecht selbst, Hildegard, wär' es nicht sündige Verstockung, das dargebotene Heil zu verschmähen? In Eurer Macht liegt es, Alles gut zu

machen, was Regina verbrach, was Ihr gesündigt. Entschließt Euch, ehe es zu spät wird. Ich habe das Meinige gethan; ich wasche meine Hände in Unschuld. Wie ist Euch, Frau Freischulzin?"

Walburga richtete die matten Augen nach ihrer Tochter: „Besser, Gott sei gepriesen; meine Todesangst beginnt nachzulassen; ich sehe Licht!"

Hildegard schwieg noch. Sie regte sich nicht. Gesenkten Hauptes athmete sie schwer, daß ihr wogender Busen gegen das Kinn schlug, und ihre langen Locken zitterten.

Die Ruschke hatte sich entfernt. Ihre Gegenwart konnte mehr schaden, als nützen; das ahnte sie.

Wie sie in's Zimmer zurückkam, kniete Hildegard vor der Mutter Bette; eine Hand auf ihren Kopf gelegt, sprach Frau Walburga dreimal mit kräftiger Stimme: „Gott segne Dich!" Dann rief sie der Wärterin zu: „Ich dank' Euch, Ruschke; Ihr habt uns Hülfe geleistet; jetzt will ich schlummern!"

Hildegard brachte die Nacht in der Hauskapelle des Schulzenschlössels zu, wo sie knieend betete, bis der Morgen graute. Hernach rüstete sie sich zu ihrer Reise. Sie hatte beschlossen, nach Maria=Braun zu wallfahrten, und ihr Gelübde niederzulegen in der Kapelle der sogenannten „braunen Mutter Gottes." Walburga und die Ruschke

billigten vollkommen die Wahl dieses Ortes. Eine treue Magd erhielt die Weisung, sie zu begleiten. Mit Sonnenaufgang waren die beiden Mädchen schon unterwegs.

Hildegard lief so rasch, daß die Magd ihr kaum folgen konnte; sie wurde von einer tödtlichen Angst angetrieben, es sei möglich, daß Benno ihr begegne. Erst als sie weit über den Bereich der Herrschaft Grundstein hinaus war, gönnte sie sich und der Begleiterin Erhohlung. Sie erreichten den Kapellenberg erst in der Dunkelstunde, und bestiegen ihn nach kurzer Rast, während welcher Hildegard nichts genoß, als einen Schluck Wasser und einen Bissen Brod, der Magd aber ein gutes Mal auftischen ließ. Oben angelangt suchten sie zwar Unterkunft in einer der das Gotteshaus umstehenden Hütten, doch machte wieder nur die Magd Gebrauch von Speise und reinlichem Nachtlager. Hildegard blieb, nachdem sie aus dem reichen Vorrathe einer daselbst aufgeschlagenen Marktbude ein kunstvoll geformtes wächsernes Herz gekauft, und dieses an einem schwarzen Bande an ihre Brust gehängt hatte, in ununterbrochenen Gebeten wach. Es war eine Art fanatisch-andächtiger Raserei über sie gekommen, die trotz der durch Nachtwachen, weiten Weg und Hunger entstandenen Mattigkeit sie zur höchsten Exaltation anspannte. So aufgeregt wohnte sie der Frühmesse in der Kapelle bei; dann beichtete sie; dann schleppte sie sich auf den Knieen zum Wun-

derbilde der braunen Maria, nahm das Herz von ihrem Halse, zerbrach es, und hing es daselbst, zwischen unzähligen Wachsgebilden unterschiedlichster Gattung, als ihr ex-voto auf. „Sende, heilige Jungfrau," bat sie flehend, „sende meiner Mutter Genesung, und mir sende den elendesten, unglücklichsten Deiner Gläubigen, daß ich ihn pflege, daß ich ihm diene, als ob es Dein ewiger Sohn selbst wäre; daß ich ihn als meinen Herrn und Gatten ehre; daß ich mich büßend entsündige! Amen!"

Die Magd wunderte sich sehr, ihre junge Gebieterin neu gekräftigt, mit heiterem Antlitze aus der Kapelle kommen zu sehen. „Ich bin erhört," rief ihr Hildegard entgegen; „die braune Maria hat mir ein sichtbares Zeichen gegeben; mein Opfer ist angenommen, meine Mutter wird genesen."

„Worin das Zeichen bestehe?" fragte Jene.

„Sie hat mir zugenickt, Susanne! als ich Amen sagte, neigte sie den Kopf, und die Perlenkrone um ihre Stirn funkelte zitternd. Meine Mutter wird leben."

Als sie nun im Dorfe am Fuße des Kapellenberges anlangten, wo Hildegard auf Susannen's dringendes Zureden eine warme Suppe nehmen sollte, vergingen ihr beim Anblick der dampfenden Schüssel die Sinne, und sie sank ohnmächtig zusammen. In dem Gasthause, wo alljährlich so viele tausend Wallfahrer einzukehren pflegen,

war eine solche Erscheinung nicht befremdend, dort sah man wohl täglich dergleichen, ohne sich weiter stören zu lassen. Die Wirthsleute wären ja nicht fertig geworden, hätten sie sich jedes Leidenden annehmen wollen, den Müdigkeit, Mangel, Seelen- oder Körperleid in ihren Räumen niederwarf. Sie bekümmerten sich denn auch weiter nicht um Hildegard, welche sie nicht kannten; welche vier bis fünf Meilen von ihrer Heimath eine Fremde war. Doch als Susanne in rathloser Angst Namen und Stand ausgeplaudert, erwies man sich der Erbin des weitbekannten Freischulzen Norbert desto aufmerksamer. Es wurde Fuhrwerk herbeigeschafft. Hildegard überwand endlich ihren Abscheu vor warmer Nahrung, genoß einige Löffel Brühe, und bestieg mit Susanne den Wagen, den sich übrigens der Gastwirth dreifach bezahlen ließ.

Mit jedem Schritte, mit dem zwei muntere Pferde sie dem Schulzenhofe näher brachten, wuchs ihre Besorgniß, wie sie die Mutter finden werde? Das Wunder, dessen zauberhafte Gewalt ihr an Ort und Stelle so zuversichtlichen Trost gespendet, verlor an Wirkungskraft, je weiter sie sich davon entfernte. Die frische Luft, in deren Säuseln sich schon eine Ahnung lauen Frühlings spüren ließ, wehte ihr ganz andere Gedanken zu; die rasche Bewegung des Wagens zog sie gleichsam in's Reich der Erdenwelt zurück: sie fragte sich, ob nicht vielleicht eine Täuschung

sie übermannte, ob das Gnadenbild ihr wirklich zugenickt, ob sie in Wahrheit ihrer Mutter Genesung erbetet, durch ihr furchtbares Gelübde den frommen Zweck erreicht habe? Wie, wenn dies Alles vergebens wäre? Wenn sie eine Leiche fände? Wenn sie als Muttermörderin in's Vaterhaus zurückkehrte?

Durch diese qualvollen Zweifel winkte, — nicht weniger qualvoll, und doch verführerisch-lockend, — die Aussicht auf den eigenen Tod, auf Erlösung aus diesen unzerreißlichen, bindenden Verstrickungen ihrer düstern Zukunft. „Ich darf nicht zu Gott bitten und beten darum," seufzte sie, „weil das eine neue Sünde wäre, aber es thut mir wohl, daß mir so wehe ist, und daß ich die Vorempfindung schwerer Krankheit mit heimbringe!"

Eine Viertelstunde vom Schulzenhofe stieg sie aus, und schickte den Kutscher zurück. „Es ziemt sich nicht," meinte sie, „daß eine Büßende anders als auf ihren Füßen von der Wallfahrt wiederkehrt!" Susanne mußte sie führen und stützen. Als sie den Hofraum betraten, erhob sich ein Jubelgeschrei der Leute; alle ließen ihre Arbeit liegen und begrüßten sie mit freudigem Zuruf. Das „Schön willkommen!" drang bis in's Haus; und bevor sie es noch erreichten, trat ihnen unter der Thüre Frau Walburga entgegen; von der alten Ruschke geführt, auch gestützt, auch schwankend, aber doch stark genug, die Arme

nach der Tochter auszubreiten und sie mit heißen Segenswünschen zu umschlingen; ihr vielfältig zu danken; sie zärtlich und liebevoll in's stille Wohngemach zu ziehen.

Die Ruschke reichte ihr labende Erquickungen dar. Diese, mehr noch die Freude, ihre Mutter so zu finden, verliehen ihr Kräfte, getreulich Bericht zu erstatten. Es ergab sich, — und die Ruschke hob dies Zusammentreffen besonders heraus, — daß zur selben Stunde, wo Hildegard ihr zerbrochenes Herz als Votivgeschenk dargebracht, Frau Walburga aus langem, stärkendem Schlafe erwachend, von himmlischen Träumen erzählt und ihr Wohlbefinden gepriesen hatte!

Alle Zweifel schwanden aus Hildegard's Brust. Der volle zuversichtliche Glaube zog ein und befestigte den Entschluß, ihr Gelübde zu halten, möchte nun auch die Erfüllung desselben unter den schwierigsten Verhältnissen von ihr gefordert werden. „Ich habe mich der Heiligen verlobt," sagte sie, „mit Leib und Seele; sie hat meiner Mutter Genesung gesendet; sollte ich jetzt nicht gern und willig den als meinen Bräutigam empfangen, den sie mir senden wird?"

„Gewiß," erwiederte die Ruschke; „gewiß und wahrhaftig, so müßt Ihr, Jungfer Freischulzin. Der morgende Tag ist ein Sonntag. Eine Woche braucht's noch, bis Eure Mutter ihren ersten Ausgang wagen darf.

Morgen über acht Tage macht Ihr Beide Euch auf zur Kirche nach Grundstein, und da wird Gott Euch Seinen Willen sichtbar verkündigen!" —

Wie Frau Walburga ihr Lager wiederum aufgesucht hatte, und auch ihrer Tochter zuredete, sie möge den so lange entbehrten Schlaf nachhohlen, vermißten sie ihre Wärterin.

„Die Wittwe Ruschke," hieß es im Hofe, „sei mit großer Eil' über Feld gegangen." Hildegard und deren Mutter verwunderten sich wohl über den plötzlichen Aufbruch — aber sie nahmen an, irgend ein gefährlich Erkrankter habe nach ihr verlangt, und sie werde sich bei Zeiten wieder einstellen. Beide schliefen gut und fest.

Als aber die Ruschke ausblieb, auch den ganzen folgenden Tag über, sendeten sie einen Boten nach Grundstein. Dieser brachte die Nachricht zurück, „die Wittwe Ruschke sei nirgends zu finden."

Funfzehntes Capitel.

Wo war sie denn hin gerathen, die jedem Kinde in Grundstein so bekannte und dabei doch so geheimnißvolle

Person? Hatte sie sich vielleicht in einen ihrer heimlichen Schlupfwinkel unter der Erde, in irgend ein verborgenes Höhlen=Laboratorium verkrochen, um darin ihre von der Medicinal=Polizei streng verpönten, von den Dörfnern so geschätzten Mischungen zu bereiten? „Hexte" sie vielleicht ein Bischen? — Denn auch in diesen Künsten muthete abergläubische Verehrung ihr vielseitige Talente zu; was nicht wenig beitrug, daß Jung und Alt mit ihr in freundlichem Vernehmen zu bleiben wünschte.

Nein, sie braute nicht, sie kochte nicht, sie hexte nicht, sie hatte sich nicht versteckt. Sie war ganz einfach auf und davon gegangen; hatte eine Fußreise angetreten. Großer Vorrichtungen bedurfte sie nicht. Was sie an baarem Gelde besaß, trug sie ohnedies stets bei sich. Ihre Kleidungsstücken saßen sämmtlich wo sie hingehören: auf dem Leibe! Ein Bündel Wäsche über den Rücken gehängt (denn auf saubere Wäsche hielt sie), ein Stab in der Rechten, darin bestand ihre ganze Ausrüstung. Und sie hatte nicht einmal nöthig erachtet, erst nach Grundstein zu laufen, um in ihrer Wohnung Vorkehrungen zu treffen. Wozu auch? Hund oder Katze oder Federvieh hielt sie nicht. Die Mäuse mochten sehen, wie sie ohne Hausfrau ihre kleine Wirthschaft bestellten.

Sie ging vom Schulzenhofe geraden Weges in's Land, durch's Land, über Stege, Raine, Feldwege, wenn

es sein mußte, auch über Zäune und Hecken, immer, — um ihren Ausdruck zu gebrauchen — der Nase nach! „denn warum soll ich unnütze Winkel und Bogen machen?“ sprach sie lachend; „bring' ich ihm doch ein reiches Schulzengut als Morgengabe! Und eine schöne Braut in den Kauf, — wenn er vernünftig ist, und seiner Mutter gehorchen will!“

Zum Gehorchen hatte sie ihn nicht erzogen. Wenn sie behaupten durfte, sie habe sich an der Pflege des eigenen, verwahrlosten Kindes nach und nach zur Krankenwärterin ausgebildet, so durfte sie auch nicht ableugnen, daß sie daneben Alles gethan, was eines Kindes Eigensinn und Trotz nähren, nichts was ihn brechen kann.

Der verkrüppelte Flickschneider Ewald wurde in Otterthal mehr gehaßt, als bemitleidet; er galt für einen tückischen, rechthaberischen, streitsüchtigen Menschen, gleich bereit, von seiner schweren Krücke feindseligen Gebrauch zu machen. Er blieb möglichst gemieden. Nur in dringendsten Fällen vertrauten die Dorfbewohner ihm Arbeit an; wenn die Zeit nicht gar zu sehr drängte, schickten sie ihre schadhaften Kleidungsstücke über Feld in andere Dörfer. Von seiner Seite geschah gewiß nichts, um seine Kundschaft zu vergrößern. Im Gegentheil, er schreckte sie durch barsches Benehmen zurück. Dafür jedoch arbeitete er mit Geschicklichkeit, dauerhaft und wohlfeil, dieses Lob ließen

ihm auch seine strengsten Gegner. Ferner bewunderten sie an ihm, daß er sich nie im Wirthshause zeigte, den Schnaps verschmähte, und in jeder Beziehung musterhaft mäßig war. Sie konnten ihm deshalb, trotz ihres Spottens über seine „zimperliche Jüngferlichkeit" eine unwillige Achtung nicht versagen, da sie wußten, daß der Briefbote aus dem Städtchen ihm nicht selten bedruckte und beschriebene Zettelchen brachte, mit denen er nur hinein zu hinken brauchte, um dafür auf dem Postamte baares Geld in Empfang zu nehmen, welches „aus der Fremde" für ihn angelangt sei. Ueber seiner Herkunft hing ein Schleier. Das kleine, sehr kleine, nur aus einem allereinzigsten Stübchen bestehende Häuschen, welches er bewohnte, hatte er für den bescheidenen Preis von zweiundvierzig Thalern aus dem Nachlaß eines verstorbenen Krämers gekauft, und baar bezahlt, wie er vor etwa sieben Jahren als junger Mensch nach Otterthal kam. Sie hielten ihn für den nicht anerkannten, aber auch nicht gänzlich verläugneten Sohn eines vornehmen Herrn. Und sein Kopf, namentlich Stirn, Augen, Mund, gaben ihm auch ein vornehmes Ansehen. Desto erbärmlicher machte sich die ganze Gestalt. Der von Geburt schlanke Körper krümmte sich; das linke Bein, verdorrt, eingeschwunden, todt, hing um zwei Dritttheile zu kurz an der Hüfte, und auf dem rechten schwang er sich, den linken Arm durch eine große Krücke

unterstützt, mit Känguruh-ähnlichen Sätzen vorwärts; daß, wer ihn wandern sah, über seine Geschicklichkeit und rasches Fortschreiten erstaunte. Die Männer, die seine Schneiderei in Anspruch zu nehmen gezwungen waren, bemühten sich entweder selbst, oder schickten Knechte, Söhne, Nachbarn mit den auszubessernden Gegenständen zu ihm. Frauen und Mädchen wagten sich nicht mehr hin, denn diese behandelte er so grob und unfreundlich, gab einen so tief eingewurzelten Weiberhaß zu erkennen, daß Frauen ihren Männern, und Töchter ihren Vätern erklärten, sie wollten die Lästerungen nicht anhören, welche dieser Feind ihres Geschlechts ausstieße, sobald er ihrer nur ansichtig würde.

Die Ruschke hatte ihren Sohn nicht mehr gesehen, seitdem er aus ihren ihn verhätschelnden Mutterhänden in die Lehre zu einem alten Dorfschneider, fern von Otterthal, gegeben worden war. Sie hatte ja eingesehen, daß sie sich von dem jähzornigen, ungehorsamen, widerspänstigen Jungen trennen müsse, wollte sie nicht des Aergsten gewärtig sein. Der alte Schneider, ihr zu Dank verpflichtet, weil sie an ihm eine ihrer ersten, unbegreiflichen Kuren glücklich vollbracht, nahm den „boshaften Krüppel" mit Zittern und Zagen auf, kam jedoch wider Erwarten gut mit ihm aus; behielt ihn sogar bei sich als Gesellen, bis Ewald die Jahre erreicht hatte, wo sein Wunsch, selbstständig zu werden, erfüllt werden konnte. Die Unterstützun-

gen der Mutter empfing Ewald stets wie ihm gebührend, ohne viel daraus zu machen. Doch ihre mit jeder Sendung verbundenen Bitten: er möge gestatten, daß sie ihn einmal besuchen dürfe, beantwortete er regelmäßig mit Nein! Es sei besser, daß sie sich nicht mehr begegneten; sie wisse schon warum!

In ihre krankhafte Eil' auf dem Wege nach Otterthal mischte sich also zaghafte Besorgniß, wie der ungeberdige Liebling sie empfangen? ob er sie nur dazu kommen lassen werde, daß sie ihm ihre wichtigen Pläne enthülle?

Zwanzig deutsche Meilen sind keine Kleinigkeit. Sie wollen gegangen sein! Die Ruschke gönnte sich wenig Rast. Sie lief bis spät in die Nacht, bei schlechtem Wetter. Sie brach des Morgens zeitig auf; machte täglich mehr als sechs Meilen. Kurz vor Otterthal überfiel sie eine heftige Angst: „Wenn er in mich hinein schlüge, ehe ich ihm noch auseinander gesetzt habe, was mich antreibt, ihm ungehorsam zu sein? — Mag's doch! Zuletzt muß er mich doch anhören!"

„Wo wohnt hier der „Schneidermeister, Herr Ewald?" fragte sie ein hübsches junges Mädchen, welches vor dem ersten Hause des Dorfes Leseholz von der Schubkarre raffte, und es in Reisigbündel schnürte.

„Der lahme Flickschneider? Just am andern Ende

drüben, das vorletzte Grundstück; aber Ihr wollt doch nicht etwa zu dem Unthier gehen?"

„Kümmert's Dich, dumme Gans?" brummte die gekränkte Mutter, und nahm einen neuen Anlauf. Die ihm zugefügte Beleidigung gab ihr frischen Muth. Sie erreichte das winzige Häuschen, schlug drei Kreuze, und pochte bescheiden an.

Es wurde „herein" gerufen, in einem fast wehmüthig klingenden, sanften Tone. Ewald hatte einen stillen, traurigen Tag. Das herannahende Frühjahr brachte dem unglücklichen Menschen häufig solche milde Stimmungen.

„Ihr seid wohl gar meine Mutter?" fragte er mehr erstaunt, als unwillig. „Oder seid Ihr vielleicht gestorben, und kommt mir's ansagen?"

Darauf war die Ruschke nicht gefaßt. Zorn und Wuth hatte sie erwartet, nach all' den vorhergegangenen Briefen, die eigentlich nichts enthielten, als die stets wiederkehrende Verweigerung ihrer Bitte. Mit Geduld hatte sie sich gewaffnet, mit demüthiger Unterwerfung, um den unkindlichen Sohn zu entwaffnen, wenn ihr das Schlimmste drohen sollte. Dieser Empfang brachte sie um ihre Fassung. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee und weinte laut.

„So seid Ihr's wirklich, und lebt, und weint wie Menschen thun? Seid kein Gespenst? Was bringt Ihr?

Was wollt Ihr? Ihr müßt eine wichtige Nachricht für mich haben. Kommt Ihr, mir meinen Vater zu nennen? Erkennt er mich an? Bleib' ich kein Bankert mehr? Dann soll Euch Alles verziehen sein!"

Dieser Uebergang machte, daß die Ruschke aus ihrer freudigen Rührung erwachte, daß sie wieder zur Besinnung kam:

„Besser, Ewald! viel besser! An Deinem Vater ist nichts gelegen, und je tiefer die Grube, worin der modert, desto sicherer sind wir vor Dem. Ueber den Strauchdieb Kunde zu geben, machte ich nicht einen Schritt, geschweige denn zwanzig Meilen. Nein, nein, ich bringe Dir eine schöne junge Braut!"

Der Flickschneider sprang empor, griff nach seiner Krücke, hob sie und starrte umher, als suche er die dargebotene Braut, nur um sie zu Boden schlagen zu können, wo er sie erblicke!

„Laß mich ausreden," fuhr die Mutter fort. „Ich weiß, daß Du die Mädel nicht leiden kannst; und Du hast Recht, sie zu hassen, weil sie Dich über die Achsel ansehen; weil sie Dich meiden, Dich Krüppel schimpfen; weil sie in ihrer Dummheit die Schönheit nicht anerkennen, die aus Deinen Augen strahlt. Sei ruhig, mein Engel; höre mich an. Will Dir wieder ein Wiegenlied singen, Deinen gerechten Zorn einschläfern, wie einst Deine Schmerzen. Höre

nur, höre nur! Es geht wie ein Zaubermährlein so schön, so süß, so reich und goldig. Höre nur!"

Und nun erzählte sie ihm, was ich meinen Lesern erzählt habe, machte ihm eine Schilderung der Herrlichkeiten die ihn erwarteten, der Schönheit Hildegard's, ihrer hingebenden Bereitwilligkeit, ihres Reichthums. Das Alles ist Dein und Du wirst ein Herr, der über Knechte und Mägde zu befehlen hat, der das Geld mit Scheffeln mißt!"

„Und meine Frau Mutter," setzte er argwöhnisch hinzu, „hat den Oberbefehl über Alles, und wie sie will, muß es gehen; wie sie aufspielt, müssen wir tanzen; für sie soll ich mich verkaufen. Ihr seid verhenkert klug. Wo's mit natürlichen Dingen nicht vom Flecke will, sattelt Ihr Euern Besenstiel. Die Walpurgisnacht ist nicht mehr weit? Wie?"

„Ich werde nicht darein reden, Ewald. Du bist Herr! Du ganz allein! Wir tauschen. Du ziehst gen Grundstein, nimmst morgen zeitig eine Fuhre; die raschesten Pferde, die theuersten, die zu miethen sind für Deines verstorbenen Schwiegervaters Dukaten, mit denen ich hier klimpere. Ich bleibe hier; kaufe Dir Dein Häuschen ab; lebe in Otterthal; sterbe in Otterthal. Die Wittwe Ruschke ist todt für Grundstein; todt für's Schulzenschlössel. Herr Ewald heirathet die Erbin, wird Freischulze, wird Herr, wenn er thut, wie ich ihm vorschreibe. Es muß

gelingen, so Du nur befolgst, was ich Dich heiße. Dein Glück ist sicher; mehr begehr' ich nicht. Ich kann hier so gut verfaulen, wie dort. Auch ist vorgesehen, was an Ausweisen nöthig: Dein Geburts- und Taufschein, beide auf den Namen Ewald lautend. Du brauchst gar nicht zu wissen, wer die Wittwe Ruschke ist, wenn Du von ihr reden hörst; kennst sie gar nicht; verläugnest sie vor den Leuten; auch vor Deiner Frau, der schönen Hildegard. Läßt sich's aber thun, daß Du bisweilen an die Alte denkst, so wird sie's aus der Ferne spüren. Und mehr verlangt sie nicht."

Ewald hatte seine Mutter gehaßt; was sie später für ihn gethan, hatte den aus allerfrühester Kindheit wie einen Fluch mit herübergebrachten Argwohn nicht zu tilgen vermocht, daß sie die erste Ursache seiner Leiden gewesen, daß ihre Vernachlässigung der eigentliche Keim seines Elends gewesen sei. All' ihre Aufopferungen waren ihm nur erschienen, wie ein ungenügendes Bemühen, die verjährte Schuld an ihn abzutragen. Ihre Zärtlichkeit galt ihm für die Qual eines schlechten Gewissens, welches sich unter den Skorpionenstichen seines eigenen Stachels windet und krümmt; nicht für den reinen Beweis freier, selbstwaltender Mutterliebe. Er hielt sie bisher im Verdacht, sie wolle ihn durch scheinbare Unterwürfigkeit nur versöhnen, um dann das Ende ihrer Tage bei und mit ihm zuzubrin-

gen; um nicht allein zu sterben, als wovor sie sich fürchte. Jetzt that sich ihm eine solche Fülle uneigennützigster Liebe in diesem so lange verkannten Herzen auf, daß er sich davon überströmt fühlte; daß seine Härte schmolz. Der Auftritt, welcher nun zwischen zwei höchst anrüchigen, in niedrigen und gemeinen Gesinnungen dahin lebenden Wesen vor sich ging, näherte sich, wie jedes Aufflammen heiliger Gefühle, auf die wunderbarlichste Art, den erhabenen und erhebenden Scenen, die sonst nur eintreten, wo edle Menschen sich erkennen. Argwohn und Mißtrauen waren verschwunden. Wer Sohn und Mutter neben einander einträchtig hätte sitzen sehen, ohne zu hören, daß es eine schlechte Sache sei, die sie berietheu, der hätte schwören müssen, sie handelten im guten Glauben ein Gottgefälliges Werk mitsammen ab.

Dafür mag ihnen denn auch zum Theil gegolten haben, was sie so eifrig besprachen. Ach, wie häufig erscheint uns tadellos, was wir erstreben, bloß weil wir es erstreben; bloß weil unser Sinnen und Trachten sich darauf richtet, als auf ein wünschenswerthes, beglückendes Ziel! Bloß, weil unsre Selbstsucht uns vergessen läßt, daß wir mit den Pflichten und Rechten gegen uns, die Rechte Anderer und die Pflichten gegen sie strenger abwiegen sollten, wenn wir edel handeln wollten! Dürfen wir vom Flickschneider Ewald, von der Leichenwäscherin

Ruschke fordern, daß diese Leute mehr Zartsinn und Edelmuth zeigen, als der unterrichtete Sohn gebildeter Eltern, der darauf ausgeht, eine „gute Partie" zu machen? Als der kränkelnde, körperlich verwüstete junge Herr, der seinen halb verweseten Leichnam herausputzt, die blühende Tochter eines reichen Hauses mit seinem Namen, seinem Range zu bestechen, damit sich das junge gesunde Leben dem schleichenden, in moderne Kleider gehüllten Tode vor dem Altare vermähle?

Ewald dachte nicht daran, zu betrügen auf diese durch Herkommen und Gesetz sanktionirte Art. Ehrlich wollte er vor Hildegard hintreten, als der Krüppel der er war. Wollte erproben, ob seine Mutter nicht zu weit gegangen in ihren Hoffnungen für ihn? Ob die reiche Erbin des Schulzenhofes durch ihr merkwürdiges Gelübde sich wahrhaftig gebunden halte? Ob ihr wirklich der elendeste Gatte der liebste, der erwünschteste sei? Und trafen diese Voraussetzungen zu, dann war er ja der Erwählte; dann nahm er ja nur in Empfang, was ihm gehörte; was ihm gebührte, so unbestreitbar gebührte, als Frau Walburga durch ein Wunderwerk vom Rande des Grabes zurückgerufen worden war; als deren Tochter sich verpflichtet hatte, ihrem Verlöbnisse nachzukommen. Daß die Ruschke mit ihrem Rathe dieses Mittel vorgeschlagen, daß sie dabei an ihren Ewald gedacht, durfte weder ihn noch sie be=

unruhigen. Wäre Frau Walburga dennoch gestorben, so hätte ja Hildegard immer wieder thun und lassen mögen, was ihr gut dünkte. Frau Walburga *war* aber genesen, — und daß sie auch ohne die Wallfahrt ihrer Tochter wahrscheinlich genesen sein würde, hütete sich die Ruschke wohl, ihrem Sohne auseinander zu setzen.

Sechzehntes Capitel.

Am Ostersonntage, bei mildem Wetter und klarem Himmel wagte sich Frau Walburga, von Hildegard begleitet, nach Grundstein hinüber. Am dortigen Gasthause ließen sie ihren Wagen halten, und gingen im Gedränge festlich gekleideter Landleute, die ihnen große Aufmerksamkeit erwiesen, und sie feierlich begrüßten, der Kirche zu. Die Mutter sah den bevorstehenden Ereignissen mit ungleich größerer Spannung entgegen, als Diejenige, deren Geschick doch zunächst vom Erfolge des Eintritts im Gotteshause abhing. Ob ein Mensch zugegen sein werde, auf den jene in unbestimmten Ausdrücken angedeutete Bezeichnung passe? Ob ein solcher Mensch, wenn überhaupt

anwesend, ihnen am Wihkessel sich zeigen werde? Ob seine Lage, seine Lebensstellung, seine eigenen Wünsche übereinstimmen dürften, mit im unerhörten Antrage, der ihm dann gemacht werden slle? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten die schwach, von tausend Sorgen bestürmte Frau. Schon in den jügst verflossenen Tagen und Nächten hatte sie sich abgemctert, indem sie erwog, daß um ihretwillen Hildegard dem übermenschlichen Beginnen entgegengehe; daß, um ihr Leben zu fristen, Jene sich lebendig zu begraben im Begriff stehe! Ihre mütterliche Zärtlichkeit lehnte sich da,egen auf; mehr als einmal war Frau Walburga im Begrff, ihrer Tochter Hand zu ergreifen, und das Mädchen fortzureißen von der geöffneten Kirchhalle, die wie das Grab ihrer Jugend entgegenstarrte. Ja, sie wäre jetzt gern bereit gewesen, zu sterben, hätte sie dadurch der Tochter eingegangene Verpflichtung lösen können! doch das schien ihr, nach ihren religiösen Ansichten unmöglich! Dafür gab es nach ihrer Meinung keinen Rücktritt mehr; und diese Ueberzeugung, obgleich dem lebendigen Glauben entsprungen, drückte sie doch schwer danieder.

Ganz anders stand es um Hildegard. Sie hatte sich so tief in ihr Gelübde hineingeschwärmt, daß sie der Ausführung desselben mit Ungeduld harrte; wie ein begeisterter Märtyrer den Holzstoß nicht schnell genug brennen sieht. Die furchtbare Zukunft, — noch furchtbarer

durch ihre düstere Ungewißheit, — welcher sie mit jedem Schritte auf die Grundsteiner Kirche hin näher rückte, erschien ihren aufgeregten Sinnen, wie das sicherste, ja das einzige Mittel, die unbesiegliche Leidenschaft für Benno zu dämpfen, zu ersticken, zu vernichten. Nur in dem Elend, welches sie begierig aufsuchte, ohne doch seinen Umfang genügend zu ermessen, wähnte sie sich gesichert vor jedem Rückfall in Lebens- und Liebeslust.

Wenn also die Mutter seufzend und widerstrebend zögerte, war es die Tochter, die ihr Muth zuflüsterte, die zur Eile antrieb.

Sie traten in die überfüllte Kirche. Als sie sich dem Weihkessel näherten, funkelten Hildegarden, die ihrer Mutter den Vorrang gelassen, aus dem dunkeln Winkel hinter einem Pfeiler zwei ausdrucksvolle Augen in's Angesicht. Sie schrak wie geblendet zurück, gab sich dann bald gefaßt Mühe zu sehen, wem diese Augen gehören möchten? und entdeckte die zusammengekauerte, verkrummte Gestalt eines menschlichen Wesens, dessen Krücke neben ihm an der Mauer lehnte.

„Es ist entschieden,“ sprach sie zu ihrer bebenden Mutter, „die heilige Jungfrau hat ihn gesendet!“ Dann näherte sie sich dem gnomenartigen Unhold und sagte laut: „Wo find' ich Euch nach beendigtem Gottesdienste? Ich habe ein heiliges Gelübde zu erfüllen, welches Euch betrifft.

Sagt mir, wo meine Mutter und ich mit Euch reden können?"

„Was wollt Ihr denn von mir? Wer seid Ihr denn? Ich bin ja kein Bettler. Ich bin gelernter Mannsschneider, und seit gestern erst hier. Ihr täuscht Euch wohl, und verwechselt mich mit irgend einem Hiesigen?" Aus diesen und ähnlichen Fragen bestand Ewald's überlegte und durchdachte Antwort.

Hildegard ließ sich nicht irre machen: „Ich täusche mich nicht; ich verwechsle Euch mit keinem Hiesigen. Nur mit Euch haben wir von wichtigen Dingen zu reden. Wo finden wir Euch?"

„Hier auf diesem Flecke," entgegnete er, ohne die geringste Neugier zu verrathen, und nahm wieder die halb knieende halb kauernde Haltung an, worin er vorher gebete hatte.

Die Umstehenden hatten dem Gespräche verhältnißmäßig nur geringe Aufmerksamkeit gegönnt. Sie konnten ja nicht ahnen, um was es sich dabei handle und nahmen, was die im Trauergewand einhergehende Freischulzin gesagt, für eine auf des verstorbenen Vaters Testament noch bezügliche Wohlthätigkeits-Aeußerung. Der Gottesdienst begann. Die Bewohnerinnen des Schulzenschlössels zogen sich nach einer von den vielen abgelegenen kleinen Seitenkapellen, welche die Grundsteiner Kirche zieren, und worin

von jeher bekümmerte Beterinnen Einsamkeit und ungestörte Ruhe aufsuchten. Dort verweilten sie, in ernste Betrachtungen versenkt, bis draußen im Schiff des hohen, schönen Gebäus Alles still wurde; bis die Menge sich, nach Beendigung des zweiten Amtes, verloren hatte.

„Jetzt, Mutter!" sagte Hildegard mit fester Stimme.

Walburga vermochte kaum, sich zu erheben, so fürchterlich drang dieser Aufruf ihr in die Seele. „Ach, wie viel lieber ginge ich in mein Grab, als in jene Ecke hinter dem Weihkessel," stöhnte sie.

Der Krüppel behauptete noch seinen Platz. Er würdigte die Beiden kaum eines Blickes. Seine Krücke stand nicht mehr aufrecht an der Mauer; mit den Händen hielt er sie vor sich, wie wenn er bereit wäre, davon Gebrauch zu machen. „Nun, was giebt's denn?" fragte er gleichgültig.

„Ich bin die Tochter des verstorbenen, wohlseligen Freischulzen Peter Norbert, Hildegard mit Namen, und dessen Erbin. Des Vaters letzter Wille hat mir die Schultisei zugewendet, und mit diesem Besitze zugleich volle Freiheit, über meine Hand zu verfügen. Während meine Mutter, die hier vor Euch steht, todtkrank war, an einem unerforschlichen Uebel hinsiechend, hab' ich mich der heiligen Jungfrau zu Maria-Braun verlobt, Denjenigen zu meinem Gatten und Mitbesitzer meines Erbtheils anzu-

nehmen, der mir bei unserm ersten Kirchgange in der Person eines — Leidenden, körperlich Verunstalteten begegnen würde. Dieser seid Ihr, lieber Mann! Ich betrachte Eure Gegenwart an diesem Orte, wie ein sichtbares Zeichen unsichtbarer Gnade. Ich frage Euch, ob Ihr geneigt seid, dem Willen Gottes Euch zu fügen? Ihr habt keine Bedingung dabei zu erfüllen, seid an nichts gebunden, außer, daß Ihr den Namen Norbert zu Eurem Familiennamen setzt und führt. Nach meinem Tode seid Ihr mein Erbe. Wollt' Ihr, so betracht' ich Euch von jetzt an für meinen Bräutigam, und meine Mutter ist Zeugin."

Ewald richtete sich an der Krücke empor und wuchs förmlich vor den entsetzten Weibern auf, die jetzt erst seine erschreckliche Mißgestaltung recht wahrnehmen konnten. Frau Walburga schauderte zurück. Hildegard näherte sich ihm freundlich; wie ein gehorsames Kind, des Vaters Ermahnung gehorchend, sich Gewalt anthut, eine scheußliche Kröte zu berühren, legte sie die Hand auf seinen Arm, der die Krücke hielt, und wiederholte: „Wollt Ihr?"

„Entweder treibt die Jungfer ihren Spaß mit einem Unglücklichen," sagte Ewald, „und das könnte Ihr übel ausschlagen; oder Ihr seid wahnsinnig?"

Frau Walburga wendete die Augen zum Kirchengewölbe empor, als theile sie die letztere Ansicht.

Hildegard aber sagte ungekränkt: Weder Dies noch Jenes. Ich bin vollkommen bei Verstande, und nicht fähig, an Gott und Eurem Unglück mich zu versündigen. Nehmt meinen Antrag für wohlgemeint und zweifelt nicht an meinem festen, redlichen Willen."

„Das will reiflich überlegt sein," sprach der Krüppel nach langem Bedenken. „Jetzt kann ich mich zu nichts entscheiden. Ich heirathen? Ich eine Frau nehmen? Eine schöne, junge, reiche Frau? Hätte nie gedacht, mich jemals zu verheirathen! Bin gewohnt, sich Alle von mir abwenden zu sehen, und Euer Geschlecht zu hassen, weil es mich verabscheut. In Euren Antrag weiß ich mich nicht sogleich zu finden. Kann unmöglich heute Ja sagen. Man ist doch auch ein Mensch und keine dumme Kreatur; man hat doch auch einen Willen! Ich kam nach Grundstein, hier mein Gewerbe zu treiben, weil ich hörte, daß es hier mangelt an einem tüchtigen Flickschneider. Gestern erst bin ich eingetroffen, suche noch umher nach einem Stübchen, wo ich die kleine Werkstatt aufschlage. Will mich auf eigne Hand einrichten — und soll nun heirathen; ich — der Weiberschreck, der Jungfernpopanz, der Krückenschneider? Nein, schmuckes Kind, das ist kein Spaß! So flink wendet sich der Ewald nicht um; der ist kein alter Kittel. Fragt wieder nach, wenn Ihr auf Eurer Tollheit beharrt. Erst muß ich mir's reiflich überlegen."

Und von der Krücke gehoben, flog er durch's große Portal hinaus.

Hildegard schaute ihm nach, wie er über den Kirchhof mehr schwebte, als ging.

„Heilige des Himmels," rief sie ihm nach, „wo werden wir ihn wiederfinden? Was ist aus der Ruschke geworden, der Einzigen, die mir in dieser peinlichen Lage Hülfe gewähren könnte? An wen soll ich mich wenden? Die Angst macht mich rasend. Ich habe die rechten Worte nicht gefunden! Meine Schuld ist es, wenn nicht in Erfüllung geht, was ich gelobte; was Gott mir so deutlich als Seinen Willen offenbarte. Er hat mir den Bräutigam gesendet; ich habe nicht vermocht, ihn zu gewinnen. Ich bin rettungslos verloren in Zeit und Ewigkeit!"

Des Mädchens Todesangst besiegte den Abscheu, den Ewald's Anblick in Frau Walburga hervorgerufen: „Quäle Dich nicht unnütz, liebe Tochter, Du hast die besten Worte gebraucht, hast nichts versäumt. Setze Dich nur in seine Lage. Die Ueberraschung war ja zu groß; er mußte uns beide für toll halten. Nach und nach wird er sich besinnen, wird sich näher nach uns erkundigen, wir werden ihn aufsuchen, und er wird sich finden lassen. Was Gott will geschieht, darauf baue Du getrost. Ist es doch mein einziger Trost, daß nichts geschehen kann, was Er nicht will! Für heute ist von Deiner Seite genug gethan.

Mehr erträgt Deine streitende Seele nicht. Laß uns heimfahren!" — —

Was zwischen Hildegard und Ewald vorgegangen, hatte außer ihrer Mutter noch einen Zeugen gehabt: den alten Meßner, der in einem Betstuhl lauschend, Wort für Wort vernommen, und keine Verpflichtung in sich fühlte, ein Geheimniß daraus zu machen. Das Osterfest war noch nicht verlaufen, und schon lief die unglaubliche Neuigkeit, wie sich versteht übertrieben, entstellt, mit ungeheuerlichen Verbrämungen ausgeschmückt, von Mund zu Munde. Es entstanden die abweichendsten Versionen; nur in dem einen Punkte trafen die verschiedensten Erzählungen zusammen: Der in Grundstein eingezogene Flickschneider Ewald ist Hildegard Norbert's erklärter Bräutigam, und „heirathet die Freischultisei!" Eine Unzahl alter Kleidungsstücke wurden hervorgesucht, und dem Ankömmling zum Ausbessern zugestellt, lediglich um ihn zu sehen, und zu erproben, ob er sich noch herablassen werde, dergleichen erbärmliche Arbeit anzunehmen? Daß Ewald dieses wirklich that, fleißig nähete und flickte, und daß er, wenn auch zu mäßigem Preise berechnet, sich dafür bezahlen ließ, brachte die Leute wieder auf andere Gedanken. Ganz Grundstein theilte sich bald in zwei Parteien; die eine bestand auf der Verbindung mit unerschütterlicher Zuversicht; die andere stritt heftig dagegen, gestützt auf die Un-

wahrscheinlichkeit, daß der seiner Sache gewisse Besitzer des Schulzenhofes, der künftige Freischulze Ewald Norbert, um zehn kupferner Kreuzer willen ein Loch in den ersten besten Hosen mit einem elenden Lappen stopfen könne, ämsig wie der allergewöhnlichste hungrigste Flickschneider. Auch berief sich die zweite Partei auf den Mann selbst, der jede Frage, seinen Brautstand betreffend, mit spöttischem Lächeln, verneinenden Achselzucken, stummer Hinweisung auf die Duodez-Ausgabe des linken Beines beantwortete, und gewöhnlich hinzusetzte: „Wunderlich müßte sich's schicken; aber freilich, bei Gott ist kein Ding unmöglich!" Aus welcher letzteren Phrase die erstere Partei gerade wieder die entgegengesetzte Ansicht herleitete. Beiden Parteien war es sehr auffällig, daß der neue Schneider von der abhanden gekommenen Wittwe Ruschke gar nichts wußte, auch keinerlei Auskunft über sie zu geben vermochte, da sich doch beim Gemeindevorstand eine von ihr geschriebene Anweisung vorgefunden, dem Schneider Ewald ihre Wohnung zu vermiethen. Er versicherte, ihm sei durch eine Zuschrift von derselben Hand Meldung geschehen, daß er hier Unterkunft finden werde. Darauf sei er gekommen. Wie es zusammenhänge, könne er nicht erklären, und sei ihm auch sehr gleichgültig. Im Dorfe also erzeugte sich zuletzt die Meinung, das wäre durch die nun einmal auf einen Krüppel versessene Hildegard betrieben

worden; in ihrem Auftrage habe die Ruschke gehandelt; durch sie unterstützt, habe sie sich eine andere Heimath, einen weiteren Wirkungskreis eröffnet; vielleicht um etwaigen drohenden Untersuchungen wegen Pfuscherei in ärzlicher Praxis auszuweichen; und am Ende würde der Krückenschneider doch Freischulze.

Von all' diesen Muthmaßungen und Widersprüchen hatten sie im Schulzenschlössel keine Ahnung. Mutter und Tochter führten ein beklagenswerthes Dasein. Hildegard sann auf nichts, als auf Mittel, den ihr durch den Himmel bestimmten und zugeführten Erfüller ihres Gelübdes zum Entschlusse zu drängen; Frau Walburga verwarf ein jedes, weil es nicht passend sei, weil es die sich Darbietende, Aufdrängende mit Schmach bedrohe und in den Augen des Krüppels sogar verdächtigen müsse, der die tiefe Frömmigkeit, von der sie angetrieben werde, wahrscheinlich gar nicht zu würdigen verstehe. Dem entgegnete dann wieder Hildegard, daß er durchaus nichts thue, seinerseits die Entscheidung zu beschleunigen, spreche laut genug für ihn, und beweise, daß seine Seele, von Habsucht und Eigennutz frei, edler sein müsse, als von einem Menschen in seiner Lage zu erwarten gewesen wäre. „Wie viele junge Männer," so sprach sie voll von ihrer täglich steigenden religiösen Schwärmerei, „beschämt dieser Aermste! Von allen Seiten werd' ich mit Heirathsanträgen bestürmt;

aus Nähe und Ferne melden sich Freier jedes Standes und Alters, die in den demüthigsten Ausdrücken um mich, um mein Vermögen werben! Nur er, dem ich mich und was ich habe, antrug, schweigt und regt sich nicht. Länger darf ich nicht zögern, ihn zu befragen, welchen Entschluß er gefaßt habe!"

So endigten ihre Betrachtungen der Dinge jedesmal, und jedesmal erbat die bedrängte Mutter einen Tag des Aufschubes.

Mittlerweile war es Frühling geworden, und alle süße Wehmuth, die wie ein ewiges Geheimniß zwischen Himmel und Erde wogt, hatte sich herniedergesenkt auf Wiese, Feld und Wald, in Duft und Klängen blühend und rauschend. Da saß, der Sonne Untergang betrachtend, Hildegard in dem kleinen hölzernen Sommerhäuschen ihres Gartens. Durch die Fensterscheiben von buntem Glase starrte sie in's Abendroth, wie in ein fernes Gluthmeer. Zerstreute Wolken segelten gleich Schiffen darüber hin. Die Unken sangen dumpf im Weiher auf der Wiese. Ihr Herz war voll und schwer, von keiner freudigen Hoffnung mehr bewegt. Nicht die Spur eines Wunsches glimmte darin, nicht ein irdischer Gedanke stieg in ihrer Seele auf. „Das Fleisch ist todt," lispelte sie in Verzückung, „nur der Glaube lebt."

Und es kam über sie eine himmlische Weihestunde,

deren das reinste Erdenleben nur wenige bietet, deren aber auch bisweilen ein Weltkind theilhaftig werden kann; eine jener Stunden, wo der Leib dieser Zeit sich vergeistigt fühlt und nichts mehr empfindet als Seligkeit. Wo kein Schmerz, keine Reue, keine Furcht mehr waltet, wo frohe Zuversicht und Gottvertrauen in sanftem Flusse durch die Adern strömen, wo jeder Pulsschlag einen unermeßlichen Zeitraum zu bezeichnen scheint, weil uns ist, als hätten Zeit wie Raum geendet, und die Ewigkeit wohnte in uns. In solchen schönsten Momenten des Lebens, in solchen seltensten, hat dennoch dieses Leben keinen Werth für uns; seine Beziehungen dünken uns kleinlich, wir sehen vollkommen befriedigt, aber kalt und gleichgültig auf Alles herab, was uns sonst werth oder wichtig war. Ach, wer so sterben könnte, so zu rechter Zeit.

„Hildegard!" rief es hinter ihr. Die kalte Faust der Wirklichkeit ragte mit eherner Kralle in ihre heiligste Stunde. Sie schrie auf, kehrte sich um. Benno stand da, seine Hand lag auf ihrer Schulter. Lange betrachtete er sie aufmerksam und prüfend. „Nein, Du bist nicht wahnsinnig geworden, wie sie sagen; keine Verrückte sieht aus solchem Angesicht. Du bist schöner als je. Alles ist eine alberne Erfindung; Dein Brautstand, das tolle Gelübde, die Wahl eines Krüppels, der unbegreifliche Vorsatz, lebendig in Moder und Verwesung zu weilen, — Alles

Lüge, müßiges Gerede. Du denkst an solche Thorheiten nicht. An mich dachtest Du jetzt in diesem Garten, auf dieser Stelle; an mich dachtest Du, den Du nicht vergessen kannst, wie er nicht aufhören wird, Deiner zu gedenken, Dich zu begehren. Wir sind bestimmt für einander. Ich lasse nicht ab! Was uns trennte, waren Mißverständnisse. Heute sollen sie sich aufklären: ich bin gekommen, die Wahrheit zu hören; ich halt' es nirgend aus ohne Dich und ich gehe nicht von Dir, bis wir im Reinen sind."

„Das sind wir schon," erwiederte sie, „das sind wir, seitdem unser letztes Gespräch Ihre Absichten verrieth, seitdem Ihre Anwesenheit in meinem Hause die Mutter dem Tode nahe brachte. Mein verstorbener Vater und ich theilten einen kindischen Wahn, und in diesem hab' ich Ihnen, dem Freiherrn zum Grund, das Ansinnen gestellt, des Freischulzen Tochter zu heirathen. Damals war ich wahnsinnig! Als meine Mutter genas, bin auch ich genesen. Was mich einst bestürmt und gemartert bei Ihrem Anblick ist nun erloschen. Ich habe Trost gefunden, Frieden, Glück. Sie sind mir nicht mehr gefährlich. Es ist überstanden. Bemühen Sie sich nicht unnütz. Mein Gatte wollten Sie nicht, eine Ihrer Geliebten wollte ich nicht werden. Begnügen Sie sich mit Reginen's Schande. Zwei Töchter aus einem Hause wäre zu viel gewesen. Gott ist dazwischen getreten, und Er steht zwischen uns, so

lange wir leben. Er verhindert Sie jetzt, mir den Weg aus dieser Thüre zu sperren; Er untersagt Ihnen, mich noch einmal zu berühren. Er giebt mir Kraft, Ihnen dies zu sagen, ruhig, mild, ohne Groll, verzeihend. Er gestattet mir, für Sie zu beten."

Benno ließ sie unangefochten sich entfernen. Seine Wuth kam erst zum Ausbruch, als er sie nicht mehr sah und hörte. „Sie muß doch mein werden," sprach er trotzig. Dann kletterte er zurück über den Gartenzaun und bestieg sein Pferd.

Siebzehntes Capitel.

Der Hohendorfer Revierjäger befand sich, als es bereits Nacht geworden, auf dem Rückwege aus einem Städtchen jenseits der Landesgrenze, wohin der Zutritt den nachbarlichen Bewohnern ohne große Schwierigkeiten gestattet zu werden pflegte, weil bisweilen ganze Gesellschaften einen Ausflug „zum Weine" hinüber machten. Er hatte daselbst keine Schänke, sondern nur die Apotheke besucht und in dieser verschiedene Specereien, worunter auch einige giftige Stoffe befindlich, eingekauft, die er als Lock-

speise für seine Fallen auf Füchse, Marder, Raubvögel und Ratzen nöthig habe und die ihm, dem Waidmanne, unbedenklich ausgeliefert wurden.

Zu welchem Zwecke er die gefährlicheren Bestandtheile des in seiner Jagdtasche sorgfältig versteckten Päckchens verwenden wolle, war ihm selbst wohl noch nicht völlig klar. Während des Gehens klopfte er nur bisweilen mit der Hand darauf und murmelte grinsend: „Für alle Fälle, wenn auch nicht für alle Fallen!"

In seinem Revier angelangt, ließ er von Zeit zu Zeit einen scharfen, eigenthümlichen Pfiff hören, auf den er aus irgend einem Versteck Erwiederung erwartete, denn er blieb jedesmal ein Weilchen stehen, wie ein Stück Wild, welches die Ohren spitzt.

„Der Schurke!" entfuhr ihm dann: „weil er weiß, daß man ihn herbeiwünscht, macht er sich rar. Hol' ihn der Henker, dem er ja ohnedies gehört; ich kann auch ohne ihn fertig werden, und vielleicht ist's um so besser. Wenn man keinen Mitwisser hat, braucht man keinen Verräther zu fürchten!"

Regina erwartete ihren Mann. Insofern zwischen ihr und Wenzel ein freundliches Einvernehmen noch möglich war, hatte es sich entwickelt, theils durch die gemeinschaftliche Erbitterung gegen Hildegard und deren schein-

bare Bevorzugung im Testamente, theils durch deren Absicht, einem fremden Eindringling zuzuwenden, worauf sie die begründetsten Ansprüche hegen zu dürfen geglaubt hatten. Was gute Gesinnungen, herzliche Gefühle, eheliche Rücksichten nicht bewirkt, das bewirkten jetzt Neid, Mißgunst, Habsucht und Haß. Sie wurden Vertraute. Sie tauschten alle bösen Regungen mit einander aus; sie stachelten sich auf; sie entwarfen um die Wette unheilbringende Entwürfe und Pläne. Doch ist damit nicht ausgesprochen, daß Wenzel Reginen ohne Weiteres in alle Tiefen seiner verzweifelten Absichten eingeweiht habe. Das Furchtbarste behielt er für sich, denn er besorgte, sie hänge noch zu fest an den Nachwirkungen guten Beispiels im Vaterhause, um zu billigen, was er wagen wollte, wenn es zum Aeußersten käme! Deshalb durfte sie auch von dem Inhalt des gefährlichen Päckchens keine umständliche Kunde haben; für sie enthielt es nur die Bestandtheile eines bei den Peterka's erblichen Receptes zum Köder für Raubthiere, welche er „drüben" eingekauft, um seinen Grundsteiner Amtsgenossen das strengbewahrte Geheimniß des Arkanums nicht zugänglich zu machen. Jäger trugen sich zu jener Zeit noch gern mit derlei Wunderlichkeiten, sowie Schäfern gewisse Mysterien von ihren Vorfahren überliefert wurden. Heut zu Tage haben solche Dinge ihre Wichtigkeit im Volke verloren, weil Chemie und Physik in

populären Formen überall Eingang finden, entschleiernd, was sonst unerklärlich schien.

Regina erwartete ihren Mann mit ungeduldiger Sehnsucht, doch wahrlich ohne sich nach ihm zu sehnen. Die Sehnsucht galt noch immer dem abtrünnigen, eigentlich von ihr gehaßten Geliebten, ein Widerspruch, welcher es bloß für Diejenigen ist, die, an sich selbst und in sich, ihn niemals zu erleben so glücklich waren. Die Ungeduld galt Wenzel'n, dem sie hatte versprechen müssen, während seiner Abwesenheit genauere Erkundigungen über Hildegard einzuziehen, ein Versprechen, woran ihr Herz — ja ebenfalls betheiligt war. Sie hatte sich durch ihre Magd mit den Mägden des Schulzenhofes in Verbindung gesetzt, und durch diese erfahren, daß gestern Abend der junge Baron (oder doch dessen Pferd) in der Nähe des Gartens bemerkt worden sei; daß er wahrscheinlich mit der „Braut des Krüppels" eine verheimlichte Zusammenkunft gehabt habe. Diese Neuigkeit Wenzel'n mitzutheilen, seine Ansicht darüber zu hören, von ihm zu vernehmen, wie sich das vertrage mit den Nachrichten, die ihm aus Grundstein und aus der Fasanerie zugekommen? Darauf brannte die von wilden Flammen durchglühte Frau, obgleich sie schon vorher hätte wissen sollen, daß der, den sie Gatte nannte, weder Ursach noch Neigung habe, sie zu schonen. Was er nun von ihr erfuhr, setzte ihn allerdings in Erstaunen. Es lähmte für

den Augenblick seine abscheulichen Entwürfe und hieß ihn noch einmal einen bereits verworfenen Plan wieder aufgreifen. „Der Junker ist bei ihr gewesen," redete er vor sich hin, „gestern erst? Aber nur heimlich? Im Verborgenen? Mit dem vom Himmel gefallenen Wunderkrüppel gedenken freiherrliche Gnaden also nicht öffentlich in die Schranken zu treten? Den Unsinn meines weisen Herrn Schwiegervaters gedenken Hochdieselben nicht auszuführen? Freischulze wünschen der Herr Baron nicht zu werden? Aber die Jungfer Freischulzin sticht Ihnen noch in die Augen. Und Jungfer Schwägerin ist noch nicht so sattelfest in ihren Gelübden, daß sie nicht dem schlanken Benno Stelldichein geben sollte, wär's auch nur über den hölzernen Gartenzaun? Das ändert die Verhältnisse. Das kann einem Flickschneider allerlei kuriose Magentropfen aus dem Leibe halten und mir garstige Händel ersparen! — Höre Du, enterbte Erbtochter, was meinst Du dazu, wenn die bewußte Klausel des Testamentes, — die einzige gescheidte, die darin steht, — in Anwendung käme, von einer etwaigen Mutterschaft ohne rechtmäßigen Vater? Wenn der Segen, welchen Dir das eigensinnige Schicksal vorenthielt, bei Deiner gläubigen und tugendhaften Jungfrau Schwester sich zum brauchbaren Fluche umwandelte, der sie vom Neste jagte und uns hinein setzte?"

„Verwechsle Hildegard nicht mit mir," sprach sie düster, „sie ist aus anderem Thon geknetet."

„Nu, nu, mach' Dich auch nicht schlechter, als Du bist, um sie zu erheben. Eva's Töchter seid Ihr Alle und die plötzliche Frömmigkeit, auf die sie sich da drüben über Nacht geworfen, ändert nichts daran. Uebrigens läßt sich der Sache vielleicht zu Hülfe kommen. Und Du könntest viel thun."

„Meine Schwester zu verderben?"

„Die Dich aus Deinen Rechten verdrängte. Ihr Besitz ist erschlichen, erschmeichelt. Das weißt Du so gut wie ich. Würdest nicht den geringsten Skrupel haben, sie liefern zu helfen, wenn es nicht der Junker wäre, in den Du noch vernarrt bist. Ich bitte Dich, Gemahlin, schwindle mir nichts vor, sonst kehr' ich meinen vorigen Spruch geradezu um und rufe Dir zu: mache Dich nicht besser, als Du bist! Deine Leidenschaft für den dummen Jungen, den Benno, — soll mich der Teufel holen, da ist er selbst! Diener, Herr Baron! Wir sprachen just von Ihnen. Natürlich alles Gute! Ich sagte meiner lieben Regina auf den Kopf zu, sie müsse nothwendigerweise einen Liebestrank geschluckt haben, weil sie in gerechtester Wuth gegen Sie noch immer voll Zärtlichkeit steckt, wie meine Hunde voll Flöhe!"

Benno sah verstört aus. Er war scharf geritten,

erhitzt, hatte die Augen von Blut unterlaufen und er sprach in kurzen Sätzen, mit heiserem Tone, wie Einer, dem gewaltige innere Bewegungen die Kehle zuschnüren.

„Was war es doch mit dem Liebestranke? He? Wo bleibt der Schuft, den Ihr den grünen Doctor scheltet? Ich will's versuchen! Ich glaube nicht an das Zeug. Doch gleichviel! Etwas muß geschehen! So geht es nicht länger! Sie redet mich nieder, mit ihren heiligen Floskeln. Der Mund soll ihr gestopft werden. Ich will sie haben. Gesindel seid Ihr; meine Kreaturen! Ich befehl' es Euch! Du hast's ja auch gehört, Regina. Hast so wenig geschlafen wie ich, als die beiden Schurken hier soffen und prahlten . . . wo ist der grüne Doctor? Schafft ihn herbei!"

„Nicht so heftig, Herr Baron," entgegnete Wenzel. „Wir können uns leicht verständigen. Unser Vortheil hängt ja an der Erfüllung Ihrer Wünsche. Nur will's die Regina noch nicht recht begreifen. 's ist eine weibliche Schwäche, mit der man Nachsicht haben muß. Aber wozu brauchen Sie Tränke und Tropfen, wenn Sie schon wieder so weit mit der Krüppelbraut sind, daß sie Ihnen Zusammenkünfte im Garten gestattet?"

„Das ist zu hoch für Dich! Du weißt nicht, welcher Geist aus ihr spricht. Dagegen giebt es kein gewöhnliches Mittel. Ihr Zustand ist übernatürlich, ungewöhn-

lich. So lange sie wacht, weicht sie keiner List, unterliegt keiner Gewalt. Ein Zauber müßte sie einschläfern."

„Einschläfern? Das ist nicht übel. In so weit glaube ich selbst an unseres Freundes kleine Küche."

„Aber Benno," rief Regina dazwischen, „haben Sie vergessen, was der grüne Doctor sagte: Wenn Zwei seinen Trank eingenommen, so können sie niemals mehr von einander? Wollen Sie sich auf ewig an die Hildegard binden?"

„Das ist meine Sorge, Regina! Für's Erste will ich nur mit ihr verbunden, sie soll die Meine sein. Wie ich mich wieder los mache, wenn es Zeit ist, das wird sich ausweisen. Du weißt am Besten, daß ich mich nicht so leicht halten lasse."

„Du wärst wahrhaftig im Stande, die Sache für Ernst zu nehmen," sagte Wenzel; „Ihr Frauenzimmer verliert doch das letzte Bischen Verstand, wo die Liebe in's Spiel kommt. Aber darauf läßt sich auch bei Deiner Jungfer Schwester hoffen. Sobald sie einmal weiß, daß sie einen Saft hinunter geschluckt hat, der solche Wunder bewirkt, wird auch bei ihr die Wirkung nicht ausbleiben, das ist gewiß. Die Schwierigkeit bleibt nur: wie bringt man ihr's bei? Wer reicht ihr das Getränk?"

„Ich! Ich will es thun!" rief Regina mit einem Anfluge von unverstellter Begeisterung. „Ich will Ihnen

zeigen, Benno, daß ich mich selbst vergessen kann, um für Sie zu handeln! Wenzel hatte recht; meiner lieblosen Schwester bin ich zu nichts verpflichtet und ich hätte vollauf Ursache, mich an ihr zu rächen. Doch das geschieht nicht, wenn ich sie Ihnen zuführe. Ganz im Gegentheil, ich erweise ihr eine Wohlthat, indem ich sie abhalte, die gräßliche Verbindung einzugehen mit dem Flickschneider, den die Menschenschneider und Wundärzte so erbärmlich zusammen geflickt haben. Wenzel, schaffe Du des grünen Doctors Tropfen herbei, daß Hildegard davon trinken soll, nehme ich auf mich. Der Baron wird sich nicht bitten lassen; denn halb und halb glaubt er doch daran. Nicht wahr? Aber von der Bezahlung gebt dem Grünen vorher nur die kleinere Hälfte und versprecht ihm die größere erst dann auszuzahlen, wenn sich eine Wirkung eingestellt hat. Er darf nicht nachlässig sein bei der Bereitung."

Benno äußerte sich so dankbar für Reginen's Vorschlag, daß Wenzel ihm auf den Kopf zu sagte: „Sie scheinen wirklich auch anzubeißen, Herr Baron, auf den grünen Hexenmeister und dessen Tränklein? Nun, wohl zu bekommen! Ich will's wohl bestellen, er wird's wohl bereiten, Du magst's ihr beibringen, Sie mögen's auch schlucken, — aber dann müssen Sie's auch bezahlen. Ich gebe keinen Groschen dafür aus, das erklär' ich entschieden."

Benno warf seine Börse auf den Tisch: „Versprich ihm das Doppelte, wenn's was nützt, doch nenne keinen Namen."

Wenzel geleitete den jungen Herrn hinaus bis an's Reitpferd.

Regina stierte durch's Fenster nach ihm hinaus: „Wenn's geht, wie ich meine, Benno, theilst Du den Trank der unauflöslichen Vereinigung mit mir, und Hildegard mag unangefochten bleiben, mag Haus und Erbtheil ihrem Krüppel zuwenden. Bist Du wieder mein, brauch' ich weiter nichts und was aus diesem Wenzel wird, kümmert mich nicht. O, ich glaube an den Liebeszauber und Du sollst auch daran glauben!"

Diese letzten Worte des Selbstgespräches hatte sie so laut ausgerufen, daß Wenzel, als er wieder herein kam, sie erstaunt befragte: „Wer soll daran glauben? Willst Du auch Einem an's Leben?"

Kaum war's heraus, so hätte er sein auch gern zurück gezogen. Ihr entging es nicht. „An's Leben?" sagte sie, „was soll das heißen?"

„Es soll heißen," polterte er in plötzlich hervorbrechendem Grimm, „daß ich die Schultisei haben muß, so gewiß ich Dich auf dem Halse habe! Und Eure Narrheiten geben mir schwache Aussichten. Versuchen mögt Ihr's indessen. Ich stöb're den Grünen auf. Seine Mixtur

hält er längst bereit, thut sehr wichtig damit. Vielleicht macht des Junkers fette Börse ihn geschmeidig. Du kriech' in's Bette und sinne Dir hübsche Listen aus, wie Du die fromme Schwester am sichersten bethörst."

Wenzel trieb sich lange vergeblich an allen Plätzen umher, wo der grüne Doctor zur Nachtzeit sonst gewöhnlich zu finden war. Endlich, erst gegen Morgen, traf er ihn auf dem Wege nach Grundstein: „Ich such' Euch, wo Teufel steckt Ihr? Weshalb weicht Ihr mir aus? Bleibt doch stehen! Was habt Ihr denn?"

„Die Wahrheit zu sprechen," erwiederte Jener, „es ist mir gerade nicht viel daran gelegen, daß wir uns hier begegnen. Glaubte Euch jenseits Hohendorf, auf die Grenze zu; wollte Euch wirklich ausweichen, Ihr habt's errathen. Nun geht das nicht mehr. Und da ist's denn eben so gut, daß ich Euch kurzweg Bericht erstatte. Es hat sich Dies und Jenes zugetragen, — ich bin hinter Dinge gekommen, die mir — die mich —"

„Die mir, die mich, seid Ihr betrunken? Thut Ihr doch geheimnißvoll, wie wenn Ihr ein großes Amt erhalten hättet, und dürftet's nicht ausplaudern? Haben sie Euch etwa zum Medizinalrath gemacht? Oder seid Ihr in Privatdienste getreten bei einem Scharfrichter? Kommt zur Besinnung, hier ist Geld, viel Geld, es gehört Euch, wenn Ihr wollt. Braucht nur mit einer Hand das Fläsch-

chen voll von dem Liebestranke herauszurücken und dürft mit der andern zugreifen."

Der grüne Doctor war augenblicklich umgestimmt. Ganz erheitert fragte er: „Weiter nichts? Nur den Liebestrank begehrt Ihr?"

„Was denn sonst? Hab' ich etwas Anderes von Euch verlangt?"

„Mit deutlichen Worten freilich nicht. Kann auch falsch verstanden haben. Hegte den Argwohn, Ihr wünschtet von mir nebenbei noch ein ernsthafteres Dekokt. . . . Desto besser, daß ich mich irrte. Ah, den Liebestrank wollt Ihr! Oh, den könnt Ihr gern haben. Der droht keine Gefahren."

„Weil er eben nur aus irgend einem unschädlichen Safte besteht? Weil Ihr uns damit narren wollt! Und dafür soll man Euch theuer bezahlen; nicht so? Hört nur, wie es klimpert! So viel Geld für ein paar Löffel Wasser mit zehn Tropfen Magentinktur oder ähnlichen unschuldigen Bitterkeiten? Ihr seid doch gar zu fein!"

„Es klimpert angenehm; ich will's nicht leugnen. Und was den Inhalt meines Fläschchens betrifft . . . so ganz unschuldig ist er nicht; so ganz ohne Empfindung dürfte der nicht bleiben oder die, welche ihn genießen. Magentinkturen verwendet man nicht dazu. Und was Kanthariden sind, dürfte Euch wohl unbekannt sein? Ich lass'

es Euch ab; mögt Ihr's haben! Doch gebraucht's mäßig; hört Ihr wohl: höchst mäßig. Fünf, sechs Tropfen, nicht mehr, in ein Gläschen Wein. Ich lege die Verantwortung hiermit in Eure Hand."

„Ich aber den Geldbeutel noch nicht in die Eure. Erst müßt Ihr mir sagen, was erfolgen könnte, wenn aus Versehn, — oder wenn man beim Eingießen mit der Hand zitterte, — und es würden aus fünf, sechs Tropfen fünfzig bis sechszig?"

„Was erfolgen würde? Mensch, ich bitte Euch, der Tod! Der furchtbarste Tod. Ihr wollt doch nicht . . ."

„Zittern? Mit der Hand? Unbesorgt! Meine Hand ist fest. Nicht ein Tröpfchen mehr, als wir nöthig haben! Da, nehmt das Geld! Gebt das Fläschchen! Wenn's wirkt, bekommt Ihr noch einmal so viel; das soll ich Euch bestellen von dem, der das kauft!"

Wenzel förderte sich nach Hohendorf zu.

Der grüne Doctor blieb ein Weilchen mitten auf dem Wege stehen. „An den Liebestrank glaubt Der nicht, das ist klar! Was will er damit? Betrügen? Kann ihm nichts nützen! Mich hat er gut bezahlt. Er will tödten! Wen? Die Erbin! Will sie wegschaffen. Dann vielleicht auf den stolzen Bengel, den jungen Grundsteiner die Schuld schieben? Auf mich wohl gar? Holla, Revierjäger, damit kämst Du mir in die Quere! Die Hilde-

gard darf nicht davon schlucken; nicht sechszig Tropfen, nicht sechs, nicht einen! Die Hildegard heirathet den Ewald. Sobald es ordentlich Tag ist, klopf' ich an bei ihm. An meinem Rocke sind mehrere Oeffnungen; während er diese schließt, öffne ich ihm mein Herz. Es wird ein Bischen Galle mit heraus kommen, — thut aber nichts. Wir einigen uns schon!"

Achtzehntes Capitel.

Benno's Ueberfall im Gartenhäuschen hatte den Ausschlag gegeben. Nun war Frau Walburga genöthigt, ihrem Zögern ein Ende zu machen. Hildegard drang auf Beschleunigung. Und weil Ewald nichts von sich hören ließ, so wurde beschlossen, daß die Mutter bei ihm anfragen solle. „Man liest wohl in Erzählungsbüchern," sprach Hildegard, „daß ein großer Herr in der Karrosse bei den Eltern einer jungen Dame vorfährt und für seinen Sohn sie zur Braut begehrt; so laßt auch Ihr, liebe Frau Mutter, Euer Karrößlein anspannen und begehrt für Eure Tochter das Jawort des Bräutigams aus seinem eigenen Munde, weil der arme Fremdling keine Eltern hat, die für

ihn reden und einwilligen könnten. Ich denke wohl, er ist ein Findelkind — und auch dafür preise ich Gott in Demuth. Nur duldet die heilige Pflicht keinen längeren Aufschub. Mir ist zu Muthe, als stünden fürchterliche Ereignisse vor unserer Thür; als zöge ich durch mein Säumen den Zorn des Himmels auf dieses Haus. Deshalb trachtet, herzliebe Mutter, daß Ihr seine bestimmte Zusage empfanget. Habt Ihr diese, dann macht Euch eilends auf und reiset von Grundstein, so rasch unsere besten Pferde laufen, zu Seiner bischöflichen Gnaden. Der hohe Herr gönnt sich einige Frühlingstage der Erholung auf seinem Landschlosse und hält sich glücklicherweise jetzt in unserer Nähe auf. Stellt ihm die Lage der Sache vor Augen, wie sie ist, und erbittet mir von seiner Huld einen Dispens, daß ich mich während der Trauerzeit und ohne die üblichen Aufgebote und andern Hindernisse darf kopuliren lassen. Bringt das Nöthige für den Herrn Pfarrer schriftlich mit. Eine Weigerung steht nicht zu fürchten, wenn Ihr mein Gelübde in seinem ganzen Umfange schildert. Reiset schnell, Mutter, verliert keine Stunde! Die Fahrt in den schönen Mai wird Euch wohlthun und stärken! Und mir werdet Ihr verschaffen, was ich bedarf: den Frieden mit Gott und meinem Bewußtsein!"

Frau Walburga mußte wohl gehorchen.

„Was ist aus dem Mädchen geworden," seufzte sie,

indem sie ihre kleinen Vorbereitungen machte; wie versteht sie das Wort zu führen! So eindringlich, so überzeugend hat ja ihr seliger Vater nicht mit mir geredet, — und der war doch Freischulze! Aber es ist und bleibt ein schweres Geschäft, so sie mir aufbürdet. Mit Seiner bischöflichen Gnaden will ich bald in's Reine gelangen: Der Herr hört Jedweden gütig an. Nur vor dem verkrüppelten Flickschneider fürcht' ich mich. Und wenn ich bedenke, daß ich zu diesem „Herr Schwiegersohn" sagen soll — Heilige Jungfrau von Maria-Braun, erbarm' Dich unser!"

Der wüste alte Mensch, den wir unter dem Spottnamen „der grüne Doctor" kennen, der jedoch einen wirklichen Namen besaß, wie alle Leute, und mit diesem Ewald Kanute hieß, — weshalb er in seiner Heimath einstmals „der schöne Knut" genannt worden war, — befand sich beim neuen Flickschneider in Grundstein, der seinen Rock ausbesserte, oder auszubessern versuchte. Eine Bemühung, welche keinesfalls leicht war.

„Die Flecken, die ich aufnähe, Herr Knut, — (so heißt Ihr ja, wenn ich recht verstand?) — sind gewissermaßen von einem dunkleren Grün, als die Grundfarbe

Eures Kleides; sie werden ein Bischen abstechen. Ich hab' halt nichts Passenderes zur Hand, und die Löcher sind mitunter groß."

„Das machen die Bettvorhänge, Meister Ewald."

„Die Bettvorhänge? Wie das?"

„Ich suche mein Nachtlager zu Zeiten unter Dornengesträuchen; und an diesen Gardinen bleibt manches Fleckchen hängen. Das seht Ihr ein."

„Habt Ihr kein zu Hause?"

„Wie man's nehmen will. Ich hätte zwar eins gehabt — doch litt's mich nicht darin. Wer hält auf die Länge aus bei einem bösen Weibe?"

„Ah so!"

„Sollte doch nicht etwa einen Seufzer bedeuten, Euer „ah so?" Wäre übel angebracht. Eure Zukünftige ist kein böses Weib. Ist das beste, niedlichste und reichste Mädel rings herum. Wann ist der Ehrentag? Daß ich so frei bin, zu fragen."

„Steht in weitem Felde, Herr Knut. Ich habe mich noch nicht entschlossen."

„Wollt' Euch doch nicht lange bitten lassen? Die flinksten Kerle im Ländel würden mit Freuden zugreifen, wenn ihnen dieses Glück geboten würde."

„Eben weil ich kein flinker Kerl bin, überleg' ich mir's.

Der Antrag ist mir so unerwartet gekommen, — so unglaublich — es ist ja wie in einer Legende!"

„Um desto fixer solltet Ihr Euch heirathen lassen. Ehe sich die fromme Stimmung wieder verliert. Ihr habt einen gefährlichen Nebenbuhler."

„Hörte bereits davon. Ein Grund mehr zum Ueberlegen!"

„Ihr macht Wortspiele, seid witzig. Seid auch ein Bischen bucklicht. Das hängt gewöhnlich zusammen. Freut mich, Euch von dieser Seite kennen zu lernen. Kluge Menschen schicken sich in Alles, sogar in unverhofftes Glück; was das Schwierigste bleibt. Ihr werdet Euern Freischulzen schon spielen. Gar kein Kummer. Werdet's bald so weit bringen, daß Ihr der Herr seid über Haus und Hof und die Weibsbilder dazu, trotz dem kleinen Kinderfüßlein, das Euch statt eines zweiten ordentlichen Beines am Leibe baumelt. Wo der verstorbene Freischulze mit beiden Füßen aufstampfte, wenn's nicht nach seinem eigensinnigen Kopfe ging, werdet Ihr mit der Krücke auf den Boden klopfen, und werdet damit eben so fest Euren Willen durchsetzen wie er. Werdet Geld haben im Ueberfluß! Werdet auch die Mutter Walburga beerben, und dem Hohendorfer Revierjäger = Pack ein Schnippchen schlagen. Nur besinnt Euch nicht lange. Macht, daß Ihr bei Zeiten vor den Altar humpelt, ehe Schwester und

Schwager Euch einen Streich spielen. Seid Ihr einmal kopulirt, dann könnt Ihr's mit ansehen. Sogar wenn Ihr frühzeitig Wittwer werden solltet. Das Gut verbleibt Euch, laut Testament. Und daß Ihr von Schwager und Schwägerin nie einen Labetrunk annehmt, auch beim größten Durste nicht, dafür bürgt mir Eure eigne Klugheit."

„Klingt's doch, als sollt' ich in eine Familie von Giftmischern hinein heirathen? Das macht gerade keine große Lust. Doch sagt mir, Mann, wie kommt Ihr dazu, Euch meinen Vortheil so angelegen sein zu lassen? In wie fern spekulirt Ihr auf mich? Ihr seht mir nicht aus wie Einer, der gern etwas umsonst thäte."

„Darin habt Ihr's getroffen. Eine Liebe ist der andern werth. Ihr bessert die Schäden an meinem Rocke aus; dafür weise ich Euch die Schäden Eures Hauses. Es hebt sich für jetzt, und ausgleichen wird sich's später. Folgt mir. Schließt die Ehe; lieber heute als morgen. Jeder Tag droht Eurer Verlobten Gefahr. Macht Euch auf, geht hin; warnt sie .... Oho, das Gespann aus der Freischultisei hält vor Eurer Thür; die langweilige Frau Walburga steigt aus. Sie machen Ernst. Gebt mir meinen Rock, wie er ist. Ich verstecke mich einstweilen.„

Kanute, der grüne Doctor verschwand durch's

Kammerpförtlein. Ewald erhob sich und hinkte Hildegard's Mutter entgegen.

„Ich stelle mich hier ein," begann diese, „im Namen meiner Tochter Hildegard, der rechtmäßigen Erbin des seligen Freischulzen Norbert, Euch, Meister Ewald, zu befragen, ob Ihr das Band der Ehe nach Gottes ausgesprochenem Willen schließen und dadurch das Gelübde erfüllen wollt, welches Diejenige abgelegt, die sich wie Eure Braut betrachtet? Wir haben vergeblich auf eine Nachricht von Euch geharrt. Ist solche nur ausgeblieben, weil Bescheidenheit Euch untersagte, sie zu senden, so bin ich jetzt hier, Euch zu wiederholen, was Hildegard bereits in der Kirche gemeldet. Weist Ihr jedoch unser Anerbieten zurück, dann ist mein Kind fest entschlossen, in's Kloster zu gehen und ihr Besitzthum in eine fromme Stiftung zu verwandeln, — wogegen freilich die buchstäbliche Auslegung des Testaments spricht. Doch das steht in Gottes Rathschluß. Ich erfülle bloß meinen Auftrag."

Ewald versuchte einige Einwendungen gegen einen sogleich erfolgenden, ihn bindenden Entschluß.

Doch Walburga unterbrach ihn: „Meister, ich fahre von hier zu Seiner Gnaden, dem Herrn Bischof. Entweder hab' ich ihn zu bitten um Bewilligung, daß die Kopulation morgenden Tages erfolge? Oder ich bin gedrungen, seine Verwendung anzuflehen, daß sich meinem Kinde

eine klösterliche Zuflucht im benachbarten Staate aufschließe! Hildegard will und kann hier nur verweilen, als Eure angetraute Gattin. Die Ursachen wird sie Euch mündlich offenbaren, wenn Ihr das Recht suchet, sie zu hören."

Hier ließ sich in der Kammer ein heiseres Husten und Räuspern vernehmen. Walburga schaute um sich und sagte dann: „Hier hat ja, täusch' ich mich nicht, die alte Ruschke gewohnt? Wißt Ihr vielleicht, was aus ihr geworden?"

Jetzt wurde das Räuspern in der Kammer stärker, da Ewald erwiederte: „Ich kenne sie nicht!"

Walburga sprach schüchtern: „Ich dachte, sie hielte sich vielleicht da drin verborgen? Uns wäre ihre Gegenwart erwünscht."

„Ich weiß nichts von ihr; ich kenne sie gar nicht!" wiederholte Ewald entschieden.

„Sie ist's gewesen," fuhr Walburga fort, „welche den ersten Anlaß zu Hildegard's Gelübde gab, welche den Erfolg vorher verkündete. Die Frau ist mit wunderbarlichen Eigenschaften begabt. Sogar Euer Eintreffen zum Osterfeste scheint sie geahnt zu haben. Weshalb hat sie sich so heimlich entfernt?"

„Vielleicht," hub Ewald sehr leise an, „weil sie ihr Werk vollendet sah und in Verborgenheit den Tod suchte, da sie im Leben nichts mehr zu thun hatte? Eure gläubige

Zuversicht, Frau Freischulzin, überzeugt mich, daß es Pflicht sei, jede Bedenklichkeit aufzugeben. Ich füge mich dem ewigen Willen. Ehen werden im Himmel geschlossen. Ich bin bereit. Betrachtet mich wie Euern Schwiegersohn.

Er reichte ihr seine Hand. Sie schlug zitternd ein: „Jetzt zu Seiner bischöflichen Gnaden! Das Nähere morgen.“

Kaum war sie fort, so steckte Kanute den Kopf heraus: „Gratulire, mein Söhnchen, gratulire. Das geht ja meiner Treu' wie am Schnürchen. Bedaure nur, daß mein etwas anrüchiger Ruf unter'm dummen Landvolk, mich der Ehre beraubt, als Hochzeitsgast dabei zu sein. Wäre auch, wie Ihr seht, mit meiner Garderobe nicht in Ordnung! Das schadet nichts. Will dennoch nicht zu kurz kommen. Und Ihr sollt auch nichts entbehren. Ein Hochzeitsgeschenk mach' ich Euch, womit kein Anderer Euch aufwarten kann. Kein König kann Euch bieten, was ich für Euch bereit halte. Das größte, kostbarste Geschenk auf Erden.“

„Was wäre denn das?“

„Ein Vater, mein Söhnchen, ein wirklicher, leiblicher Vater! Wie? Ist das ein Geschenk! Ist das ein Hochzeitsangebinde! Was? Ihr seid zwar, wie ich jetzt eben Gelegenheit fand zu hören, kein besonders zärtlicher Sohn; verleugnet Eure Frau Mutter; wollt sie durchaus nicht kennen, die Euch doch ein recht annehmbares Schicksalchen

einrichtete. Es erschreckte mich ein wenig, wie ich da horchte. Indessen, genau genommen, läßt sich's entschuldigen. Eure Mutter ist ein dummes, blödsinniges Weib. Außer dem einzigen klugen Streiche, der ihr bei diesem bigotten Freischulzenvolke gelang, hat sie nur alberne begangen. Ja, sie ist eben so blödsinnig als boshaft: Jahrelang athmete sie eine Luft mit mir; glurte mich aus ihren rothen Hexenaugen an, — und erkannte mich nicht." Hat sie Dir von einem Vater gesagt? Schwerlich! Er muß sich schon selbst einführen bei Dir. Ich habe die Ehre, dieser Dein Vater zu sein. Dachte wohl nicht daran, mich dereinst einem solchen Wechselbalg zu erkennen zu geben. Tempora mutantur. Der Wechselbalg wird quasi-Freischulze, läßt sich heirathen, vergolden, — der Vater ist da, meldet sich, rechnet auf ein rundes Sümmchen, womit er diesem schlechten Klima auf ewig den Rükken kehren kann. He? Du freust Dich ja nicht? Aergerst Dich wohl gar? Hassest mich; wie mir scheint? Das ist ungerecht, Jüngling. Hasse Deine Mutter, die Dich verkrüppeln ließ. Liebe mich, ehre mich, ohne den Du nicht vorhanden, ohne den Du kein reicher Freier wärst; und vor allen Dingen beschenke mich, reichlich, mit vollen Händen, dann will ich Dir das Lieben und Ehren nachsehen. — Möchtest Du mich etwa verleugnen? Söhnchen, ich habe Beweise. Unwiderlegliche!"

Dabei griff er nach einer zerlumpten Brieftasche.

„Bemüht Euch nicht, Ewald Kanute. Ich erkenne Euch an. Erkenne Euch an, als Denjenigen, den ein unglückliches gemißhandeltes Weib mir als meinen Vater bezeichnete, als ich in sie drang, mir die Wahrheit zu sagen. Doch daraus folgt nicht, daß ich Euch als meinen Vater anerkennen will. Geht Eurer Wege, belästigt mich nicht, verlangt kein Geld von mir. Ich könnte im Golde sitzen bis an den Kopf, und ich gäbe Euch doch nichts."

„Meinst Du? Na, wir wollen doch sehen, was Du thust, wenn ich mich unter die Hochzeitsgaffer mische? Wenn ich dem Geistlichen zurufe: Halt! Ich habe drein zu reden! Ich bin der Papa! Und so weiter. Will doch sehen, was Du thust? Was Du sagst?"

Ewald richtete sich auf seinem gesunden Beine in die Höhe, hob die Krücke und brüllte, daß die Wände und Deckbalken des kleinen Stübchens zitterten: „Was ich sage? Greift den Mörder, sag' ich; er hat meiner Mutter Vater beraubt und erdrosselt! Greift ihn; führt mich vom Altare vor Gericht! Ich kann Alles umständlich beschreiben. — Weiter werd' ich nichts sagen, Ewald Knut, der grüne Doctor!"

Kanute stürzte todtenbleich hinaus!

Neunzehntes Capitel.

Hildegard Norbert fühlte sich in ihrer Seele wieder vollkommen ruhig, seitdem sie ihre Mutter unterweges zum Bischofe wußte. Den Erfolg des Besuches beim Flickschneider hatte ihr ein neben der Landstraße sein Vieh treibender Hirtenjunge gebracht, dem Frau Walburga im Vorüberfahren das Zettelchen übergeben, worauf nichts geschrieben stand, als zwei Buchstaben mit Rothstift: J und a. Sie wußte nun, daß sie morgen ihr Gelübde durch die That bekräftigen und einlösen werde. An der Zustimmung des Bischofs zweifelte sie nicht. Ohne Bangigkeit vor der hochwichtigen Ceremonie, ohne Grauen vor der abschreckenden Persönlichkeit ihres Erwählten, ordnete sie mit umsichtiger Fürsorge an, was im Hause vorzubereiten war. Daß die Trauung in der Kapelle des Schulzenschlössels vollzogen werde, stand mit auf dem Verzeichnisse ihrer dem kirchlichen Oberhaupt der Diöcese vorzulegenden Wünsche. Der kleine, freundliche Raum wurde so grün und blühend ausgeschmückt, als der Frühling gestatten wollte. „Nicht mir zu Ehren," äußerte sie gegen ihre Helferinnen, „nur der heiligen Jungfrau von Maria-Braun zu Ehren, weil diese mir den Bräutigam gesendet hat!" Auch ein Zimmer für den Flickschneider Ewald ward bereitet und mit jeglicher Bequemlichkeit für

ihn ausgestattet. „Denn, daß mir mein Gatte erlauben wird, in meinem Stübchen zu wohnen,“ sagte sie erröthend zu den Mägden, „davon bin ich überzeugt.“

Gegen Abend sah sie der Rückkehr ihrer Mutter entgegen. Ihr Ackervogt bedeutete sie, daß sich diese bis morgen verzögern dürfte, weil die Wege dort hinaus vom letzten Regen durchweicht wären. Sie ließ sich überzeugen und gab Auftrag die Thore des Hofes zu schließen, keinem Anpochenden zu öffnen. Sie befürchtete, Benno könne noch einmal einzudringen versuchen. Deshalb auch ging sie, mit eigenen Händen die Riegel vor die Hausthüren zu schieben. Als sie an die Hinterthüre kam, stand Regina auf den Stufen. „Meine Schwester!“ rief sie, und ließ die Arme sinken. „Du stößest mich nicht hinaus?“ fragte Jene. „Du verzeihst mir mein schändliches Betragen?“

„Von Herzen gern, wenn Du einsiehst, daß Du mir zu viel gethan!“

„Dies zu gestehen, bin ich hier; dies zu gestehen, Deine Liebe wieder zu gewinnen, Dir Glück zu wünschen, und zu fragen, ob es wahr ist, daß Du morgen schon heirathest?“

„Das ist wahr, Regina. Aber aufrichtig gesprochen, ich begreife nicht, wie diese Nachricht gerade Dich bestimmen konnte, Dich mit mir zu versöhnen? Sie müßte Euch ja auf's Neue in Zorn versetzen, weil durch meine

Heirath ein Anderer zwischen Euch und den Schulzenhof tritt, um dessenwillen Du Dich so unschwesterlich von mir trenntest? Und Dein Mann ....“

„Den lassen wir aus dem Spiele, Hildegard. Was er zu Deinem Ehebündnisse sagt und über Deine Wahl — das will ich nicht wiederholen. Auch mir ist die ganze Geschichte mit dem Gelübde unbegreiflich; hauptsächlich wie ich den Bräutigam schildern hörte! — Du mußt am Besten wissen, was Du willst und kannst. Mir ist es im Grunde ganz gleichgültig, wer zuletzt die Hinterlassenschaft unseres Vaters empfängt. Auf Geld und Geldeswerth richtet mein Sinnen und Trachten sich keineswegs. Die Heftigkeit, die ich mir bei Eröffnung des Testaments gegen Dich zu Schulden kommen ließ, hatte einen andern Keim. Dein eigenes Herz wird Dir wohl gesagt haben, daß es Eifersucht war, die mich beseelte. So lange ich glaubte, Du gingst darauf aus, einen Gewissen mit Deinem Erbtheil zu locken; so lange Du glaubtest, der Sohn des Freiherrn zum Grund könne der Gemahl der Freischulzentochter werden; — so lange hab' ich Dich gehaßt, beneidet, gefürchtet, Dir geflucht. Und keine Gewalt der Welt, weder meines rohen Mannes Drohung, noch weniger Eigennutz oder Habsucht, hätten mich dahin gebracht, mich zu verstellen und Dir anders gegenüber zu treten, als mit Groll und Wuth, wie ich von Dir schied. Jetzt, wo Du

durch ein Wunder, wie es heißt, — und wenn Deine Leidenschaft für Benno der meinigen nur von Ferne gleich kam, so war wohl ein Wunder nöthig, — ihn aufzugeben und den fremden Flickschneider zu heirathen veranlaßt wurdest, jetzt bin ich Dir wieder zugethan, und frage nicht nach Wenzel's Ingrimm. Mache mit Gut und Geld was Dir beliebt! Wenn Benno mir bleibt, hab' ich sonst nichts auf Erden zu wünschen."

„Arme Schwester! Du bist ja zweifach elend und bedauernswerth. Deines Lebens einziges Glück suchst Du in einer verbotenen, sträflichen Liebe."

„Predige nicht, Hildegard; damit richtest Du bei mir nichts aus!"

„Und den Du noch immer so glühend liebst, der liebt ja Dich nicht mehr! Sagt es ja selbst, daß er Dich meidet; daß Deine Anhänglichkeit ihm lästig ist. Wie magst Du hoffen, er bleibe Dir?"

„Ich weiß, wie er sich äußert! Weiß, wie gering er mich achtet; wie tief er mich herabsetzte gegen Dich! Daher mein Haß gegen Dich! Jetzt ändert sich das. Des Krüppels Weib wird der junge Baron nicht mehr ansehen mögen." —

„Gott gebe, daß es so sei! Doch ändert das seine Empfindungen für Dich, Regina? Erweckt das in seiner Seele die Knabengefühle, die er einst hegte, da er Dich

zuerst sah? das ist vorbei; und gieb ihn auf! Rette Dich, weil es noch Zeit ist. Die Töchter Peter Norbert's haben kein Glück mit dem Freiherrn zum Grund!"

„Du hattest Glück genug, Hildegard; er war Dein, wenn Du Dich begnügtest mit dem was heiße Leidenschaft bieten kann, Du Beneidenswerthe! Nur Freifrau, nur Baronin werden zu wollen, durfte die Jungfer Freischulzin nicht erstreben. Das raubt ihn Dir, das wirft ihn mir zu. Ich werde ihn wieder besitzen; und für's ganze Leben!"

„Verblendete! Wodurch?"

„Kennst Du den grünen Doctor?"

„Den schlechten Quacksalber? Den Aufdringlichen, den unser Vater mit Hunden vom Hofe jagen ließ?"

„Schlecht mag er sein; klug ist er darum nicht minder. Die Kräfte und Geheimnisse der Natur hat er studirt. Sieh' dies Fläschchen! Das enthält, was mich zur glückseligsten aller Frauen macht. Es ist für Dich bereitet. Wenzel und Er wähnen, daß ich Dich in dieser Stunde beschwatze, diese Tropfen zu trinken. Benno nimmt auch davon. Die Zwei, die davon zu gleicher Zeit kosteten sind Eins? Nur der Tod vermag sie aus einander zu reißen. Dir ist's zugedacht. Heute, mit dem Schlage Zehn, solltest Du den Trank, unter irgend einem Vorwande aus meiner Hand empfangen. Heute, mit dem Schlage Zehn reicht

Wenzel dem Benno seinen Antheil. Sie hofften, daß Du morgen, wenn Dein Bräutigam eintrifft, diesen von Dir stoßen und an Benno's Brust taumeln werdest! Und mich machten sie zur Vollstreckerin ihres Planes. Verstehst Du mich jetzt? Ahnst Du nun, worauf ich meine Hoffnung stelle? Was Dir bestimmt war; was Dich verderben, verführen, enterben, den habsüchtigen Wenzel bereichern sollte, das wird mir zu Gute kommen. An mir ist nichts mehr zu verderben. Ich kann nur gewinnen, wenn ich ihn wieder gewinne, ohne den ich nicht leben mag. — Der Weiser zuckt; noch ein Strich auf dem gebräunten Zifferblatt, und der alte Guckuk, dem wir Kinder lauschten, beginnt seinen Frühlingsruf. Zehn Uhr schlägt es. Benno ergreift den Becher voll Wein, in welchen Wenzel die Arznei des grünen Doctors geträufelt. Wohl bekomme Dir der Maitrank, mein schöner Junker. Ich leere mein Gläschen ohne Zuthat; und wohl bekomm' es uns Beiden!"

Hildegard riß ihrer Schwester das Fläschchen von den Lippen — zu spät: es war leer.

„Feuer! flüssiges Feuer in meinen Eingeweiden. So brennt die Hölle. Ah, das thut wohl! Bis ich nach Hohendorf gelange, schlagen die hellen Flammen heraus; bei mir und auch bei ihm! Beide Feuer und Flamme! Ich gehe, frommes Kind." —

„Regina, in die Nacht hinaus? Allein? Bleibe hier!"

„Ich könnte Dir Dein Haus anzünden, und wo bliebe dann die Hochzeit. Viel Glück, Hildegard, in Deiner Ehe! Ich beneid' es Dir nicht. Gönne mir das meinige!"

Baron Benno weilte in Hohendorf bei seines Vaters Revierjäger Wenzel Peterka. Die Fenster des niedern Wohnstübchens standen weit offen, und eine laue Mai-Mondnacht hauchte Düfte herein. Auf dem Tische stand eine Flasche mit Wein und ein silberner Becher. Beide hatte der Junker mitgebracht. Daneben ein Stengelglas, welches Wenzel von Zeit zu Zeit aus der Flasche füllte und leerte. Der silberne Becher war bis zum Grunde ausgetrunken.

Benno lehnte im Fenster und athmete tief die frische Nachtluft ein, als wollt' er sich abkühlen. „Es ist albern genug," sagte er, „daß ein gebildeter Mensch, der solchen Aberglauben gering schätzt, der von der Nichtigkeit dieser betrügerischen Zaubermittel überzeugt ist, sich dennoch einer gewissen Spannung nicht erwehren kann, wenn er sich einmal verleiten ließ, dergleichen Thorheiten mitzumachen.

Ich besinne mich von der Universität her auf eine Kneiperei, wo Spukgeschichten erzählt wurden, daß einer von uns, ein schwärmerischer Idealist, im größten Ernste versicherte: wer sich um Mitternacht, im Zimmer allein, zwei brennende Lichter in Händen, vor den Spiegel stelle, und dreimal hintereinander sich selbst bei Vor- und Zunamen laut anrufe, werde sich doppelt sehen. Wir lachten ihn im Chor aus und schalten ihn einen Narren. Am nächsten Tage gestand Einer dem Andern heimlich, er hätte es versucht, hätte es aber nur bis zum zweiten Anrufe gebracht, weil ihn ein Schauder überfallen. So geht es mir heute. Ich habe zwei oder drei Tropfen dieses Zeuges in den vollen Becher gegossen, und ich bilde mir nicht bloß ein, ganz eigenthümliche Wallungen und Unruhe zu verspüren; mir ist auch zu Sinne, wie wenn etwas Wichtiges erfolgen, wie wenn die Spielerei eine ernsthafte Wirkung haben sollte."

„Daran zweifle ich nicht mehr," sagte Wenzel, „seitdem ich den grünen Doctor zum letzten Male sprach. Der Kerl kann mehr, als Brot essen, das ist entschieden. Hat Regina ihre Jungfer Schwester nur zum Trinken gebracht — um die Wirkung ist mir nicht bange."

„Höre, Wenzel, wie Du das jetzt eben sagtest, das klang fürchterlich. Du hast doch um Gotteswillen nicht

... Dir, bei Deiner Gier nach des Freischulzen Hinterlassenschaft wäre das Aergste zuzutrauen."

„Ich habe Reginen für meine Schwägerin nichts Anderes mitgegeben, als was Sie in Ihren Wein gossen, Herr Baron. Dieselbe Mixtur, wie ich sie aus des Wundermannes Tasche empfing. Mit Ihrem Gelde hab' ich ihn bezahlt und wenn er Sie betrogen haben sollte, so müssen Sie ihm in Zukunft die Kundschaft entziehen."

„Wo hast Du den Ueberrest?

„Welchen Ueberrest?"

„Ich habe nur wenige Tropfen gebraucht. Es war ja ein Kristallfläschchen mit mindestens hundert Tropfen und darüber."

„Das hat die Regina mitgenommen. Je mehr, desto sicherer, — meinte der Grüne. Alles in Ihrem Interesse, Herr Baron, und nebenbei ein Bischen in meinem."

„Und wenn nun Regina die Dosis nicht vorsichtig abgemessen?"

„Wenn ihr die Hand gezittert hätte, meinen Sie? Das wär' übel!"

„Das wäre schrecklich! Denn weißt Du, daß ich ernstlich Beängstigungen empfinde? daß mir recht seltsam wird? Recht heiß und unheimlich?"

„Je nun, etwas muß doch schon vorgehen im Men-

schen, wenn solche Dinge zu Tage kommen sollen, wie von einem Liebestranke erwartet und gefordert werden. Bedenken Sie, Junker Benno, die Hildegard, die so spröde gethan, die jetzt so fromm geworden, die um ein in der Angst ausgestoßenes Gelübde zu erfüllen, ein Scheusal heirathen will, — die soll Ihnen nun zulaufen! So eine Umwandlung kann nicht geschehen, ohne daß es vorher etliche ängstliche Stunden absetzt."

„Ob Regina die Hildegard gleich mitbringen wird?"

„Wohl möglich," — antwortete Wenzel auf diese letzte Frage, konnte aber dabei nicht unterlassen, ein paar Silben hinterher zu flüstern, die fast wie „dummer Junge" klangen. „Doch," fuhr er fort, „sobald kann sie nicht wieder hier sein. Nehmen wir an, es ist ihr gelungen, bis zehn Uhr die Kleine nippen zu lassen, — es hätte ja doch nicht die geringste Art, wollte sie unmittelbar nachher sich aus dem Staube machen. Da muß erst noch ein Weilchen geschwatzt werden. Anders thut es das Weibsvolk nicht. Und beobachten wird meine endlich zu Verstande gekommene Frau doch auch wollen, wie das Zeug die Jungfer Braut verändert und rebellisch macht? Dann der weite Weg. Hohendorf trägt seinen Namen nicht für nichts; hier herauf heißt's steigen. Vor der Morgendämmerung nicht."

„Und so lange in Ungewißheit schmachten? Ich halt' es nicht aus!"

„Das ist nur so eine Redensart. Man hält Alles aus, wenn's nicht anders sein kann. Strecken Sie sich geduldig auf Ihren Lehnstuhl und warten Sie's ab. Ich bleibe hier am Tische und leere das Fläschchen schluckweise. In zwei, drei Stunden . . . nein, sie ist schon da! Das ist ja überraschend schnell von Statten gegangen!" — Er entfärbte sich, indem erdies sagte.

Benno stürzte Reginen entgegen, prallte jedoch, als er sie im Bereich der Lampe sah, vor ihrem Anblicke, wie vor etwas Erschrecklichem zurück. Nicht er, nicht Wenzel hatten den Muth, eine Frage an sie zu richten. Ihre stieren Augen strahlten von unheimlichem Glanze und brannten aus dem verzerrten Angesicht, wie wenn sie erst hineingesetzt worden wären. Sie warf sich erschöpft in den Lehnstuhl. Konvulsivisch zuckten ihre Finger, keuchend hob sich die Brust.

Benno wagte nicht zu reden.

Wenzel raffte sich zusammen. Ziemlich barsch fragte er: „Nun, ist's geschehen? Kamst Du zum Ziele?"

Regina riß das leere Fläschchen aus der Brust, hielt es gegen die Lampe und warf es auf den Boden.

Wenzel hob es wieder auf, untersuchte es und dann verbarg er's. „Was ist mit Dir?" sprach er; „wovon

bist Du so erschüttert? Ist Deiner Schwester — ein Unfall zugestoßen?"

„O nein, ihr nicht!"

„Nun, wem denn? Sperre den Mund auf, daß man aus der Ungewißheit gezogen wird! Ranntest Du nur so schnell, um uns Bericht zu bringen, weshalb schweigst Du jetzt? Ist Dir unterwegs etwas begegnet?"

„Ein Todter. Ein Leichnam."

„Ich hoffe doch nicht, daß die Todten spazieren gehn, hier zu Lande? Wer war's?"

„Der grüne Doctor!"

„Der grüne Doctor erschien Dir als Leichnam?"

„Er hing am Eschenbaum über'm Hohlweg und war ganz todt. Seine Beine reichten weit herab. Ich habe mich daran gestoßen. Darüber bin ich erschrocken. Es thut nichts, hier will ich's bald vergessen!"

Sie zwang sich, vom Sessel aufzustehen, wankte dem Tische zu, nahm Benno's silbernen Becher: „Aus diesem hast Du getrunken, Punkt zehn Uhr, nicht wahr?"

Der Baron, unwillig, daß sie in Wenzel's Gegenwart ihn vertraulich mit Du anredete, entgegnete kurz: „Es war so verabredet, deshalb that ich's."

„Und was geht vor in Dir?"

„Nichts Neues. Mich foltert die Sehnsucht, zu erfahren, was in Hildegard vorgeht, seitdem sie trank."

„Noch nicht; o Himmel, noch nicht?“ stöhnte Regina, und sank wieder zusammen. „Benno, noch nicht? War er ein Betrüger, ein Pfuscher?“

„Was will sie denn? Sie redet ja Unsinn,“ sprach Benno leise zu Wenzel.

„Der Gehängte hat sie verwirrt gemacht. Nun denn, ein Betrüger, ein Pfuscher war er gewiß, aber ein kluger Patron war er doch ebenfalls, der genau wußte, wann es Zeit ist, sich aufzuknüpfen, um anderweitigen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Sein Elixir, dünkt mich, ist ihm etwas zu stark gerathen, deshalb gab ich Ihnen, Herr Baron, die kleinste Dosis, obgleich es der am Stricke Baumelnde für Sie, für Ihre Zwecke braute, ich es mit Ihrer Börse bezahlte. Regina, die es in Ihrem Auftrage der Schwester beibrachte, wird nicht so vorsichtig gewesen sein, wie das leere Fläschchen zeigt. Wir wollten Ihnen zu Ihrer Liebe verhelfen; es könnte leicht geschehen, daß Sie uns zu Peter Norbert's Freigut verholfen hätten?“

„Was willst Du damit sagen?“ stammelte Benno.

„Daß der grüne Doctor selbst Argwohn hegte, Ihr Liebestränklein möchte meiner Schwägerin zum Todtentranke werden, und daß er dem Henker zuvorkommen wollte.“

„Mörder —!“

„Wer? Ich? Nennen Sie die da Mörderin! Nen-

nen Sie sich Mörder! Nennen Sie den Selbstmörder, den Gehängten so! Ich muß mir's verbitten. Ich wollte nur verhüten, daß der Flickschneider mir nähme, was von Rechtswegen mein ist. Ob auf jene, ob auf diese Art? Mir kann's gleich sein. Liebe zu Ihnen, — oder Tod vor der Hochzeit, Eins von Beiden. Sie hat getrunken und den Erfolg müssen wir abwarten."

„Ungeheuer! Verworfenes Ungeheuer!" schrie Regina, „sie hat nicht getrunken. Ich habe verschlungen, was Du ihr zudachtest; hab' es begierig eingesaugt, um ihn mir wieder zu gewinnen. Ich fühle, daß ich den Tod, den qualvollen Tod hinabgoß; er raset in mir, er foltert mich mit grausamen Qualen, er zerreißt mir das Herz. Ich sterbe in diesen Krämpfen, ich sterbe für ihn, den ich liebte, den ich noch liebe, dem sie dennoch verloren ist. Sie wird des Krüppels Weib und Ihr könnt's nicht hindern."

Benno kniete vor dem gemarterten Weibe. Kalter Todesschweiß stand auf seiner Stirne, wie auf der ihrigen. Ihre Leiden waren unbeschreiblich. Sie fluchte, sie betete, sie beschwor Benno, daß er sie von ihren Schmerzen erlöse; sie flehte, daß er ihrer gedenke! Sie bat ihn um ein Wort des Trostes. Sie wand sich auf dem Boden, wie ein zerfleischter Wurm. Sie wollte sich mit ihren Haaren erdrosseln."

Draußen fiel ein Schuß.

„Das ist der Schurke, der Wenzel," ächzte sie, „es war die beste That seines Lebens, dieser Schuß."

Benno machte in etlichen Stunden eine lange Hölle durch.

Zwanzigstes Capitel.

Vormittags gegen elf Uhr brachte Frau Walburga in ihrem Wagen den Flickschneider Ewald nach dem Schulzenhofe. Ein zweiter Wagen, dem Grundsteiner Müllermeister entliehen, führte den Pfarrer und dessen Kirchendiener herbei. Hildegard empfing die Mutter mit herzlichem Danke für ihre gelungenen Bemühungen. Von Reginen's gestriges Anwesenheit erwähnte sie nichts. Der Geistliche, den unmittelbar an ihn ergangenen Befehlen des Bischofs gehorsam, begab sich zur Hauskapelle. Die Uebrigen folgten ihm. Dienstleute versahen die Stellen der üblichen Zeugen, der sogenannten „Beistände."

Die Traurede, obgleich kurz, doch gehaltreich, richtete sich, wie an die Braut, so auch, nicht minder eindringlich, an das Hofgesinde und verrieth die Absicht, diesen Leuten,

welche ihren künftigen Herrn, vor Staunen starr, betrachteten, den Sinn und die Bedeutung einer für sie völlig unbegreiflichen Wahl einigermaßen klar zu machen. Auch für Hildegard enthielt diese Traurede mehrere Andeutungen, geeignet, sie mit froherem Muthe, mit Vertrauen auf den Bräutigam zu erfüllen. Sie hörte aus des Priesters Worten Denjenigen sprechen, der diesem vorher seine ganze Vergangenheit enthüllt, seine Ansichten über diese wunderbare Schickung und deren Folgen mitgetheilt und den geistlichen Herrn gebeten hatte, am Altare, vor der sich opfernden Jungfrau die Bürgschaft für ihn zu übernehmen. Diese schwierige Aufgabe wurde so gut gelöset, daß Hildegard, welche wie eine Sterbende von ihrer Mutter zur Kapelle geführt worden war, an des hinkenden Flickschneiders Seite belebt und gekräftigt in ihr Wohngemach zurückkehrte.

Der Priester legte den Neuvermählten die mitgebrachten Kirchenbücher zur Unterschrift vor. Dann entfernte sich, Hildegard segnend, der freundliche Greis, und gab dem Ewald noch einen Wink, den dieser mit mehreren stummen Zeichen gehorsamen Einverständnisses erwiederte.

Frau Walburga blieb mit ihrer Tochter und — ihrem Schwiegersohne allein. Schon auf der kurzen Fahrt von Grundstein herüber, hatte sie, dicht neben dem Krüppel sitzend, unendlich viel gelitten, durch persönliche Abneigung,

physisches Grauen und wider beide kämpfendes, religiöses Pflichtgefühl. Jetzt war's geschehen, das unauflösliche Band war geschlungen; ihr Kind, ihr einziges Kind, (denn Regina galt ja für eine Fremde) bis zum letzten Lebenshauche gefesselt an ein Ungethüm.

„Weshalb durfte ich nicht sterben, ehe sie sich in Maria-Braun verlobte?"

Weiter dachte die betrübte Mutter nichts, weiter vermochte sie nichts mehr zu denken, nachdem die Anstrengungen der jüngstvergangenen achtundvierzig Stunden sie ermattet und sie den letzten Rest ihrer körperlichen Kräfte daran gesetzt hatte, zu erreichen, was ihr doch so furchtbar schien.

Als ob Ewald ihren Gedanken von der umdüsterten Stirn gelesen, fing er an: „Die Frau Mutter läßt sich's gar schwer zu Gemüthe gehen, daß sie neben ihrer schönen Tochter solche Mißgeburt sehen soll. Ja, ja, es ist ein hartes Ding. Und wird noch härter drücken, wenn ich erst Alles aufgedeckt habe. Muß doch gethan werden. Sollen die Wunden ausheilen, dürfen sie nicht heimlich nach Innen eitern. Sehen muß der Mensch, was er kuriren will. Ihr könnt nicht im Dunkel bleiben über mich und meine Herkunft. Ich bin der Sohn des Weibes, welches hier bei Euch Wittwe Ruschke hieß. Meine Mutter hat mich hierher geschickt, hat mich angewiesen, wie ich's anzufangen hätte,

daß ich gleichsam Freischulze und reich würde. Ich langte noch mit bösen Absichten in Grundstein an. Ich wollte mir Euer Gelübde, wie man sagt „zu Nutze machen!“ Da ich Euch in der Kirche sah, wurde mir's leid um Euch. Das junge Blut erbarmte mich, daß es mit mir sich lebendig begraben und verkommen sollte. Ich ward Herr meines Eigennutzes, zog mich zurück, meinte, es müsse Euch leid werden, würde Euch vor mir ekeln. Später hörte ich wohl, wie es mit Euch steht, mit Schwester und Schwager, daß Ihr den Junker flieht, daß er Euch verfolgt; ich fing an zu grübeln, verfiel auf schwärmerische Ideen, wie deren Schneider oftmals haben. Nun gar ein Elender, gleich mir! Rührte und regte mich dennoch nicht, gab kein Zeichen von mir, meinte so: was sein soll, wird sich fügen, ich geh' nicht von der Stelle! Da drang der Unhold bei mir ein, der mir dies armselige Dasein gegeben. Ich wußte nicht, wer er sei! Er enthüllte mir schauderhafte Sachen, die gegen Euch im Werke wären . . . . .“

(Hildegard flüsterte: „Ja wohl!“)

„Nun, seht Ihr, das stimmte mich um. Ich neigte mich dem Glauben zu, was die alte Ruschke auf ihre Weise mit List und Schlauheit als ein Schelmenstücklein mir zu Liebe im Finstern spann, das könne sich in Gottes Händen und an Seiner Sonne zu einem Ehrengewande für Euch umgestalten zu einem reinen Kleide, wenn Ihr und ich es

nicht befleckten. Da kam Eure Mutter. Indessen sie, wie ein Bote des Himmels, gerade zu dieser Stunde mit mir sprach, hielt sich der — Andere in der Kammer verborgen. Sie hat sein Räuspern und Zeichengeben gehört. Ich willigte ein, war aber noch nicht recht einig mit mir, ob ich wohl gethan? Eure Mutter verließ mich, der — Andere gab sich zu erkennen, wollte den Vater zu mir spielen, . . . ich verjagte den Mörder mit einem Worte, welches die Ruschke mich gelehrt hat, ehe wir schieden. Hab' ich Unrecht gehandelt, so verzeihe mir Gott. Ich konnte nicht anders. Ja, Hildegard, ich bin der Sohn eines zweideutigen alten Weibes, ich bin der Sohn eines Bösewichtes, ich bin von Gott gezeichnet, als ein dreifacher Auswurf der Menschheit . . . und ich bin Dein Gatte. Es ist wohl entsetzlich und ist doch vielleicht gut! Auf Euch, auf diesem Hause, auf Deiner Schwester lag ein Fluch; Ihr habt ihn Alle getragen. Wer von Euch erreichen wollte, was man Erdenglück nennt, stürzte in's Unglück. Mich hat der Himmel gesendet, Dich zu retten. Er hat mich ausgeworfen, wie einen scheußlich gestalteten Klumpen, der aus schwarzen Wettern niederfällt, mitten hinein zwischen Blumen und in den Taumel der Jugendlust. Manche Menschen sind nun einmal nicht geboren, die Freuden dieser Welt mit irdischen Sinnen zu genießen. Entweder sie gehen im ersehnten Glücke unter, wie Deine Schwester.

Oder sie streifen die Blumenkränze und bunten Kleider von sich und weihen sich hienieden schon der Ewigkeit. Darauf sind wir angewiesen. Ich doppelt, durch der Eltern Schuld, durch des Leibes Gebrechlichkeit. Du durch das gebrochene Herz, dessen Abbild aus Wachs in Maria-Braun hängt. Ich war ein Sünder, an der Seele verkrüppelt, wie am Körper. Das gräßliche Wort, womit ich den Vater verscheuchte, hat meine Seele geheilt, den Körper heilt erst das Grab. Du sollst Dich läutern durch Buße. Du hast Dir die härteste aufgelegt, wie Du mich zum Altare führtest. Ich bin Dein Gatte. Doch ich bin es nur, um Dich durch meine Gegenwart vor jedem Rückfall zu schützen. Dein jungfräulich-frommes Walten soll durch mich niemals entwürdigt werden. Mit dem Kränzlein von Myrthenzweigen, welches Du heute trägst, müssen sie Dich in den Sarg legen. Betrachte mich. Gewöhne Dich an den zurückstoßenden Anblick dieser Glieder. Und wenn Du Dich voll und satt gegrauset hast an mir, dann lasse Deine thränenschweren Augen auch an meinen Augen hängen. Die Augen sind ja Seelenfenster. Sieh' in meine Seele, glaube an meine Besserung, und dann schaudere immer vor dem Krüppel, — des armen Ewald's besseren Theil wirst Du nicht hassen. Deine Mutter versicherte, wenn ich mich weigern sollte, zur Erfüllung Deines Gelübdes Dir die Hand zu reichen, würdest Du in's Klo-

ster gehen. Nun sind wir Beide Klosterleute, ich wie Du. Nur mit dem Unterschiede, das wir keine andern Regeln zu beschwören haben, als die wir uns tagtäglich auferlegen: Wohlzuthun, Arme zu unterstützen, still zu leben, unsere Freuden in den Freuden Anderer zu finden, nichts zu versäumen, was Gott gefällt und dabei an dem Spruche festzuhalten: Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet!"

Walburga hielt ihre Tochter fest umschlungen. Sie gingen zu Ewald hin, reichten ihm die Hände und Hildegard sah ihm fest in die Augen.

Dann sprach sie: „Ich danke Euch, Ewald! Und Gott sei gelobt."

„Wer ist der Mann mit grauem Haar, der auf's Haus zuschreitet?" fragte Frau Walburga, die unterdessen ihr Haupt an's Fenster gelehnt hatte. Was will der Mensch bei uns, ich kenn' ihn nicht!"

„Heilige Jungfrau," rief Hildegard, das ist der junge Freiherr zum Grund!"

„Das ist ja ein alter Freiherr," sagte Ewald.

Es war Benno, der Kunde brachte von der Nacht und dem Morgen in Hohendorf. Als er Reginen's Todeskampf beschrieb, und wie sie in seinen Armen gestorben, sprach Hildegard: „Nun wundere ich mich nicht mehr, Junker Benno, daß Eure Locken grau geworden sind!"

„Und jetzt,“ fuhr er fort, „laßt uns Abschied nehmen für dieses Leben. Eure Schwester hat sich vergiftet, Euer Schwager hat sich die Kugel durch den Kopf gejagt, der grüne Doctor hat sich aufgehängt, Ihr habt diesen Krüppel geheirathet —“

„Aber Ihr, Benno?“

„Ich — werde diese Nacht nicht vergessen! Alles Uebrige gilt mir gleich!“

Ein Vierteljahrhundert nach diesen Vorfällen sah ich — auf einer Fußreise durch jene Gegend einen seltsam zusammengekrümmten, verkrüppelten Mann auf niedrigem Wagen, von kleinen Pferdchen gezogen, über die Felder fahren und hörte ihn mit liebevoller Ehrfurcht als „Herr Freischulze“ begrüßen.

Später auf dem Grundsteiner Kirchhofe sah ich eine stattliche ältere Bauersfrau, deren schöne Züge den Ausdruck einer höheren Weihe verkündigten, zwei Grabsteine bekränzen, auf denen „Peter und Walburga Norbert“ zu lesen stand. Arme, von ihr beschenkte Kinder nannten sie: Frau Freischulzin!

Ich erkundigte mich bei dem jungen Kaplan des Ortes nach diesem ungleichen Paare. Darauf hörte ich vorstehende Geschichte erzählen. Wenn sie meine Leser nicht

so ergriffen hat, wie mich, da ich sie hörte, so liegt die Schuld nicht am Erzähler, sondern nur an mir, der sie niederschrieb.

Baron Benno ist unvermählt gestorben.

Von der alten Ruschke hat Niemand mehr etwas vernommen.

Ende.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Sch uh ru